<36600620480016

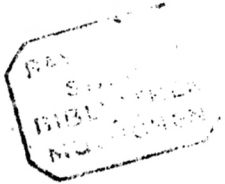
<36600620480016

Bayer. Staatsbibliothek

Wallenstein in Mecklenburg.

Dritter Band.

249 F


PRINCETON
THEOLOGICAL
SEMINARY
LIBRARY

Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman

von

Julius von Wickede.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Digitized by Google

Wallenstein in Mecklenburg.

Dritter Band.

249 F

Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman

von

Julius von Wickede.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniss.

Seite

1. Die Friedländer in Mecklenburg (Fortsetzung) . . 7
2. Die Belagerung von Stralsund 89
3. Herzog Wallenstein an der Ostseeküste 170

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Die Friedländer in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

In der alten Stadt Güstrow, so recht im Mittelpunkte des mecklenburgischen Landes gelegen, herrschte jetzt ein so bewegtes Leben und Treiben, wie dies seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen war. Zu allen Thoren kamen stündlich fast Mitglieder der mecklenburgischen Ritterschaft, alle von reisigen Knechten geleitet, hereingezogen, und die Herbergen der kleinen Stadt, die ohnehin nicht allzuvielen Raum hatten, waren bald so angefüllt, daß selbst sehr vermögliche Besitzer von so und so viel Hufen froh sein mußten, wenn sie nur ein niederes, dürftiges Kämmerlein zum Obdach erhielten. Die Wege in Mecklenburg waren damals so äußerst schlecht, und die Wagenbaukunst stand

auf einer so niedern Stufe, daß eigentlich nur schwache Frauen, oder alte, kränkliche Männer bei ihren Reisen fuhren; alle Uebrigen aber stets den Sattel des Rosses dem Sitz in einer solchen alten, schwerfälligen Carrosse vorzogen. So kamen denn auch fast sämmtliche Landstände jetzt hoch zu Pferde in Güstrow hereingezogen. Es waren meist derbe, stämmige Gestalten mit gesunden, von vielem Aufenthalt in der freien Luft gerötheten Gesichtern, die besser im Sattel als auf dem glatten Parketboden eines Fürstenschlosses sich ausnahmen. Man konnte sehr vielen dieser mecklenburgischen Ritter es schon äußerlich leicht anmerken, daß sie dem Waidwerke eifriger als dem Bücherstudium oblagen, ein Trinkgelag ihnen angenehmer als eine theologische oder juristische Disputation war, und ihre breiten Hände den Zügel oder das Waidmesser besser als die Schreibfeder zu führen vermochten. Gab es in damaliger Zeit doch noch gar manche sehr angesehene Ritter, die nur mit äußerster Mühe in sehr schwerfälligen Zügen ihren Namen zu schreiben vermochten, und denen das Lesen eines Briefes solche Anstrengung kostete, daß sie lieber, trotz Wind und Wetter, bei grundlosen Wegen, einige Meilen zu ihrem Rechtsanwalt in die Stadt ritten, damit dieser ihnen den Brief vorlesen und

dessen Inhalt erklären solle. Trotz dieser geistigen Ungebildetheit und nicht geringen Schwerfälligkeit im Denken wie Handeln zeigten aber manche der jetzt in Güstrom einreitenden Ritter in ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck eines guten, natürlichen Verstandes, oft nicht ohne eine gewisse Beigabe von schalkhaftem Humor, dabei große Rechtlichkeit und Festigkeit der Gesinnung, die selbst mitunter in Trotz übergehen konnte. Der alte Rechower durfte in dieser, wie überhaupt fast in jeder Hinsicht so recht als das wahre Urbild eines mecklenburgischen Rittergutsbesitzers jener Zeit gelten.

Außer diesen Rittern, deren Zahl wohl über dreihundert Köpfe betragen mochte, und deren Livréebedienten und bewaffneten Knechten war die Stadt aber noch mit einer bedeutenden Besatzung Wallenstein'scher Truppen angefüllt. Es lag ein starkes Regiment Fußvolk des Obersten Altringer daselbst, und jedes Thor hatte eine zahlreiche Besatzung, die von einem Officier befehligt wurde. Hier mußte auch jeder Einziehende sich melden, und Namen, Stand und wo möglich auch die Herberge, in welcher er absteigen wollte, angeben.

Schon ziemlich spät am Abend, denn es hatte geregnet, und der Weg war dadurch wieder sehr

schlecht geworden, langte der Rechower mit dem Grafen Strozzi jetzt in Güstrow an. Es war ein langweiliger, für Beide sehr peinlicher Ritt gewesen, den der Graf mit seinem Begleiter hatte machen müssen. Zwar hatte er sich im Anfang eifrigst bemüht, möglichst liebenswürdig zu erscheinen, und es wiederholt versucht, mit dem Rechower eine lebhafte Unterhaltung anzuknüpfen, um somit die langen Stunden des Weges zu verkürzen, allein dies Bestreben war ein gänzlich erfolgloses gewesen. Nur die nothdürftigsten Antworten gab ihm der alte Ritter und hüllte sich dann so in sein mürrisches Schweigen ein, daß zuletzt auch der Officier diesem Beispiel folgen mußte. So waren denn beide Herren herzlich froh, als sie endlich den Thurm des alten Güstrower Domes in der Abendsonne schimmern sahen, und bald nachher auf entsetzlich holprigem Steindamm in das Gleviner Thor einritten. Ein wüst und roh aussehender Soldat mit langem rothen Zottelbart schilderte hier an der Thorwache. „Oho, Herr Ritter von Rechow, Ihr kommt jetzt auch nach Güstrow zur Huldigung des erlauchten Herzogs von Wallenstein, den des Kaisers Gnade zum Herzog über Euch rebellischen Mecklenburger gesetzt hat, angeritten? Potz Blitz,

das nimmt mich Wunder!“ begrüßte mit frechem Hohnlachen der Soldat den Ritter.

Unangenehm von solchem Empfange berührt, fragte der Rechower heftig: „Kerl, woher kennt Er mich und weiß meinen Namen? Ich kann mich nicht entsinnen, Ihn jemals gesehen zu haben.“

„Glaub's wohl, daß ein so vornehmer Herr, wie Ihr Herr Ritter seid, für Unsereins weiter kein Gedächtniß hat. Diente vor zwei Jahren eine kurze Weile als reisiger Knecht bei dem gestrengen Herrn von Buggenhagen in Pommern, und war mit dem damals in Alt-Rechow, als die Herren von der Ritterschaft aus Pommern und Mecklenburg bei Euch zusammenkamen, und viel davon redeten, daß sie gegen den Friedländer gemeinsame Sache machen wollten. — Ha, ha, hat Euch verflucht wenig geholfen, denn der Herzog herrscht jetzt mächtiger als je hier in Mecklenburg und Pommern, und ich, der rothe Jobst, habe den Herrendienst wieder zum Teufel geworfen, und diene abermals als lustiger Musquetier in des Friedländers siegreichem Heere, und wenn Ihr Mecklenburger Ritter jetzt nicht Ordre pariren wollt, dann schlagen wir Soldaten Euch mit dem Kolben die dicken Schädel ein,“ hohnlachte der rohe

Soldat, dabei sein schweres Luntengewehr empor-hebend.

Schon loderte der Jähzorn über solche freche Antwort mächtig in dem Rechower empor, und er war versucht, das Schwert zu ziehen und dem Kerl einen tüchtigen Hieb damit über sein loses Maul zu geben. Zur rechten Zeit jedoch bedachte er noch, wo und unter welchen Verhältnissen er sich jetzt hier befand, und so wandte er seinen Hengst, ohne den Soldaten einer weiteren Antwort zu würdigen. Der Graf Strozzi war inzwischen vom Pferde abgestiegen, und hatte mit dem die Thorwache befehligenden Officier eine längere geheime Rücksprache gehalten.

Mit zwar sehr kühlem, aber dabei doch höflichem Anstande trat er nach deren Beendigung an den Ritter heran und sprach: „Mein unangenehmer Auftrag ist jetzt beendet, worüber wir Beide wohl gleich erfreut sein werden. Ich habe Euch nur noch mitzutheilen, Herr Ritter, daß in der Herberge zum „Auerochsen" in der Mühlenstraße ein Quartier für Euch bereits bestellt ist. In der Stadt seid Ihr vollkommen frei und ganz Euer eigener Herr, doch wünscht der Herr Graf Saint-Julien nicht, daß Ihr Güstrow verlasset, bevor Ihr den Huldigungseid abgelegt. Die Thorwachen

sind instruirt, Euch nicht passiren zu lassen, und auch sonst wird man Euch unausgesetzt beobachten. Je eifriger Ihr, Herr Ritter, Euch alsbald der Partei des Herzogs Albrecht von Wallenstein anschließt, desto besser dürfte dies für Euch sein. Ich wollte Euch also hiemit gewarnt haben."

Mit einem kurzen, kalten: „Ich danke Euch, Herr Oberstwachmeister," erwiderte der Rechower diese Worte des Grafen Strozzi, und lenkte dann ohne weitere Rede seinen Hengst der ihm wohlbekannten Herberge „Zum Auerochsen" zu.

„Per dio, Du mecklenburgischer Tölpel, ich fasse Dich und Deine schöne trotzige Tochter doch noch, und Ihr sollt mir büßen für die Kränkungen, welche Ihr mir zufügtet," sprach in giftigem Zorn der Graf Strozzi, die Hand drohend hinter dem Abreitenden ausstreckend, und begab sich dann zu dem Wallenstein'schen Commissarius, Oberst Saint-Julien, diesem die Meldung zu machen, wie er den ihm ertheilten Auftrag ausgeführt habe. —

Der dicke Löffelholz, Gastgeber zum Auerochsen, wie damals eine der stattlichsten, besonders auch häufig von den Mitgliedern der Ritterschaft besuchten Herbergen in der guten Vorderstadt Güstrow genannt wurde, empfing mit einer so tiefen Ver-

beugung, als dies sein Hängebäuchlein nur erlaubte, den ihm wohlbekannten Rechower.

„Welch' hohe Ehre für mein geringes Haus, daß der gestrenge Herr Ritter bei mir einkehren will," rief er, schon von Weitem sein grünes Sammetkäpplein schwenkend und dabei eilig herantrippelnd, um dem Reiter beim Absitzen den Steigbügel zu halten. „Ist zwar meine Herberge schon bis zum höchsten Dachkämmerlein vollgefüllt von vornehmen Gästen aus der hohen Ritterschaft, als aber gestern der Herr Bürgermeister mir Eure Ankunft melden ließ, da sprach ich sogleich zu meiner Ehehälfte: „Marieken," sagte ich, „es hilft nichts, Du mußt Dein eigenes Erkerstüblein jetzt räumen; für den Herrn Ritter von Rechow auf und zu Alt-Rechow ist nichts zu gut in meinem Hause, und ehe ich zugebe, daß der seine Einkehr in einer andern Herberge nehme, möchte ich nicht Christian Löffelholz getauft sein. Und wenn die Marieke auch anfänglich gar brummig aussah, da sie hörte, daß sie ihr eigenes Stüblein hergeben müsse, ward sie überaus willig, als sie vernahm, daß es für Euch, gestrenger Herr sei. So bekommt Ihr denn jetzt ein ganz behagliches Zimmerlein mit einem Bett, so weich, daß Ihr darin wie in Abraham's Schooß ruhen könnt,

und eine Kanne Warmbier, die nach dem langen Ritt Euch wohl munden wird, soll die Marieken schnellstens bereiten. — Das wird eine Freude bei den anderen Herren von der hohen Ritterschaft sein, wenn sie hören, daß der Ritter von Rechow jetzt hier angekommen ist. Der von Schack auf Lüsewitz, — von Maltzahn auf Peccatel, von Lützow und von Pritzbuer, und noch viele andere Herren von der Ritterschaft sind alle schon unten in der Gaststube beisammen," erzählte der geschäftige Wirth ohne Unterbrechung, indem er den Rechower in das saubere Stüblein seiner Ehehälfte leuchtete, und noch Einiges daselbst für dessen Bequemlichkeit besorgte.

Der Ritter hatte kaum seine schwere, arg beschmutzte Reitkleidung mit einer leichteren vertauscht, und die etwas erfrorenen Glieder durch einen mächtigen Humpen warmes Eierbier einigermaßen erwärmt, als er dröhnenden Schrittes zu der an der Flur gelegenen allgemeinen Gaststube daniederstieg. Den Luxus der jetzigen vornehmen Hôtels kannte man damals in Mecklenburg in den Gasthäusern oder, wie sie allgemein genannt wurden, Herbergen, selbst wenn solche von den vornehmsten Personen besucht wurden, noch nicht im entferntesten. So war denn auch die große Gast-

stube des „Auerochsen" nur ein langes niederes Gemach mit geweißten Wänden, kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben von grünem Glase, deren einziges Mobiliar lange, schwere Tische von braunem, massivem Eichenholz, hohe steife, mit Leder überzogene Stühle, und in der Mitte ein mächtiger Schenktisch, mit Fässern, Humpen und Bechern besetzt, bildeten. Einige plumpe hohe eiserne Leuchter mit qualmenden, übel duftenden Unschlittlichtern, welche die wirthliche Hausfrau selbst goß, bildeten die einzige Beleuchtung. Eine Menge Personen, alle mit bequemer Hauskleidung, weiten Hosen und kurzen, faltigen Stiefeln angethan, saßen an den Tischen und ließen sich die großen Wildbraten, die darauf standen, vortrefflich munden, oder sprachen dem vollen Humpen Franz- oder Rheinwein wacker zu. Die Erscheinung des alten Rechowers, dessen riesige Gestalt trotz der schwachen Beleuchtung bei seinem Eintritt sogleich erkannt wurde, erregte sofort den allgemeinen Jubel aller Anwesenden.

„Ho, ho, der alte Rechower auch hier. Wer hätte das erwartet! — Na, Herr Bruder, das ist ja prächtig, daß Du gekommen bist. — Hier, Alter, ich bring' Euch den Willkommenstrunk im besten Rheinwein aus des Auerochsen Keller." Solche

und ähnliche herzlich gemeinte Begrüßungen empfingen den Eintretenden sogleich von allen Seiten. Ueber ein Dutzend der anwesenden Gäste, lauter Mitglieder der mecklenburgischen Ritterschaft, standen von ihren Sitzen auf, um den alten Freund mit ehrlichem Händedruck zu begrüßen, und man konnte eine allgemeine Freude über dessen Ankunft fast durchweg bemerken. Nur zwei bis drei Gäste blieben etwas scheu und verlegen in der Ecke sitzen, und es war ihnen leicht anzumerken, daß sie gerade nicht sonderlich erfreut über die Ankunft des Alten sein mochten. Herzlich und freundlich erwiderte der Rechower diese Begrüßungen der Freunde, und der kräftige Druck seiner Rechten hätte manchem zarten Händlein der jetzigen Zeit gewiß empfindliche Schmerzen verursacht; damals aber waren die Hände eines mecklenburgischen Ritters schon der Art, daß sie einen derben Druck aushalten konnten. Der dicke Schack kam aber jetzt mit einem mächtigen Silberhumpen, den er sich eben erst bis zum Rande mit dem besten Rheinwein hatte anfüllen lassen, angeschritten. „Hier, Herr Bruder, ich bring's Dir zu," rief er mit seiner vollen Baßstimme, die durch den ganzen Saal drang, leerte dann selbst in einem langen Zuge den

Becher bis zur Hälfte und reichte ihn darauf dem Rechower, damit der ihn vollends austrinke, wie es die damalige Sitte vorschrieb.

„Danke für die gute Absicht, aber ich habe ein Gelübde gethan, daß ich keinen Tropfen Wein über meine Lippen bringen will, so lange die Friedländische Herrschaft hier im Lande regiert," sprach jetzt der Rechower laut, und stellte dann den unberührten Becher auf einen Nebentisch.

„Das ist ein vermessenes Wort, welches Euch gar leicht in schwere Verdrießlichkeiten bringen kann," ertönte es aus der Ecke hervor, wo jene Herren saßen, welche vorhin über die Ankunft des Alten nicht sonderlich erfreut zu sein schienen.

„Ich bin ein mecklenburgischer Edelmann, und gewöhnt, das, was ich denke und fühle, auch frei auszusprechen, und besonders, wenn ich mich in einer Gesellschaft meiner Standesgenossen befinde, werde ich am wenigsten daran denken, meine politische Ueberzeugung zu verhehlen. Hoffe, daß es hier unter uns keine Zwischenträger giebt, und sollte dies auch wirklich der Fall sein, nun immerhin, was ich gesprochen habe, werde ich auch zu verantworten wissen," entgegnete der Rechower

nicht ohne einen gewissen zornigen Ton in seiner Stimme.

„Ein kluger Mann schickt sich in die Umstände, und versucht nicht mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen. Denken mag Jeder, was er will, denn Gedanken sind frei, Worte aber gefährlich, und Thaten, welche sich für die Verhältnisse nicht passen, das allergefährlichste. Des Kaisers Ferdinand Majestät hat den erlauchten Herzog Albrecht von Friedland nun einmal mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt, und da überall, nicht allein in unserem ganzen Lande, sondern auch im übrigen deutschen Reiche die kaiserliche Armada herrschet, werden wir paar Hundert mecklenburgische Ritter mit unserem Widerstande doch nicht durchdringen, sondern den erlauchten Herzog Albrecht nur zum Zorne reizen und somit Mecklenburg lediglich vermehrte Lasten aufbürden. Je gefügiger wir uns aber jetzt benehmen, desto günstiger wird unser neuer Herrscher für uns gestimmt werden, und desto bessere Bedingungen werden wir erhalten. Aendern sich später die Umstände, können wir immerhin noch thun, was wir wollen," entgegnete mit etwas schrillem Ton ein Herr von jener Tischecke.

„Das mag Eure Ansicht sein, von Plessen, die

meine ist es glücklicherweise indeß nicht, und ich hoffe, daß doch noch viele Glieder unserer Ritterschaft auf meiner Seite stehen werden," rief zornig der Rechower.

Eine lebhafte politische Debatte, bei der scharfe Worte hin- und herflogen, entspann sich nun zwischen diesen beiden Gegnern, und allmälig nahmen noch mehrere der anwesenden Ritter daran Theil. Die verschiedenen Parteien sonderten sich in kleine Gruppen, und da der Wein bei Vielen die Köpfe schon etwas aufgeregt hatte, so wurde so laut geschrien, mitunter auch mit den derben Händen so kräftig auf die eichenen Tischplatten geschlagen, oder mit den silbernen oder zinnernen Humpen darauf gestoßen, daß zuletzt ein Lärmen entstand, bei dem man kaum die eigenen Worte noch hören konnte. Ersichtlich war es, daß die meisten der hier versammelten Ritter, deren Menge noch immer zunahm, nicht recht wußten, wie sie sich eigentlich in diesem Zwiespalt, der jetzt in Mecklenburg herrschte, benehmen sollten. Die männlich kräftigen Worte des alten Rechower machten zwar ersichtlichen Eindruck bei vielen, und sie fühlten große Neigung, sich offen zu seiner Ansicht zu bekennen, was einige auch ohne Scheu thaten. Die Besorgniß jedoch, daß der Zorn der

Friedländischen Commissarien vorzugsweise diejenigen Ritter treffen würde, welche jetzt sich offen gegen die Huldigung, die am nächsten Morgen auf dem Rathhause zu Güstrow stattfinden solle, erklärten, machte gar manche ängstlich und ließ sie die bösen Folgen eines solches Schrittes fürchten. Sie dachten an Haus und Hof, Weib und Kind, und wie es für Mecklenburg gar schlimm aussehen würde, wenn man auch nur den Versuch zu unternehmen wagte, der Friedländischen Herrschaft mit offenem Widerstand entgegenzutreten. Diese Besorgniß verhinderte gar manche sonst ganz wackere Männer, sich frank und frei der Oppositionspartei jetzt anzuschließen, wie sie dies der Stimme ihres Herzens nach so gern gethan hätten. Auf der andern Seite war ersichtlich, daß die gewandte Dialektik des Ritters von Plessen nicht ohne Einfluß blieb. Er war ein kluger Mann, der in Leipzig mehrere Jahre die Rechte studirt und sich dadurch eine größere Bildung angeeignet hatte, als seine meisten Standesgenossen solche besaßen. So verstand er auch seine Worte sehr geschickt zu setzen, und war in der eigentlichen Rednergabe seinem Hauptgegner, dem alten Rechower, weit überlegen. Freilich ging ihm jene wahre patriotische Begeisterung, jenes innere Durch-

drungensein von dem, was er sprach, gänzlich ab, was dem Rechower, trotzdem, daß er seine Worte nicht künstlich zu setzen wußte und überhaupt von Rhetorik nicht das mindeste verstand, so viele Anhänger verschaffte.

Wie es bei dergleichen ungeregelten Debatten, bei denen überdies viel starke geistige Getränke getrunken werden, gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so geschah dieses auch hier; man konnte zu keinem entscheidenden Entschluß gelangen, was man am andern Tage bei der Huldigung thun solle. Erst spät in der Nacht trennten sich die meisten Ritter, nachdem zum großen Behagen des dicken Löffelholz, der unermüdlich mit der großen Schleifkanne die leeren Becher wieder vollfüllte, dabei aber das Ankreiden nicht versäumte, sehr viel Wein getrunken worden war. Mit schweren Köpfen mußten manche der Anwesenden von ihren Dienern in die Quartiere geleitet, oder von dem Wirthe in ihr Schlafkämmerlein geschleppt werden, da sie sich allein nicht mehr dahin zu finden vermochten. Man war aber an dieses unmäßige Trinken zu jener Zeit in Mecklenburg, ja eigentlich in ganz Deutschland, schon so gewöhnt, daß dieses weiter nicht auffiel.

Wie es sein Gelübde ihm vorschrieb, hatte der

Rechower an dem ganzen Abend nur Bier, und dies auch blos in geringem Maße, getrunken, so daß sein Kopf ganz frei geblieben war. Der Eifer des Streites und der Zorn über die kläglichen Gesinnungen von Rittern, die er früher in mancher Hinsicht hochgeschätzt, hatten jedoch sein Blut so in Wallung gesetzt, daß er trotz der Ermüdung des langen Rittes die Ruhe noch nicht finden konnte. Er beschloß daher, noch einen längeren nächtlichen Spaziergang zur Abkühlung in der Stadt zu unternehmen. Als er das Haus verlassen wollte, fand er, daß ein Mensch, der bisher in der Schenkstube für Diener, welche auf der andern Seite der Hausflur lag, gesessen hatte, ihm in gemessener Entfernung auf allen seinen Schritten nachfolgte. So ward er also auch hier in der Stadt gleichsam unter Bewachung gehalten. Verstimmt suchte er bald sein Stüblein wieder auf, aber des Wirthes Voraussagung, daß er in dem weichen Bette so sanft als in Abraham's Schooß ruhen würde, wollte sich nicht erfüllen. Noch lange wälzte er sich schlaflos auf dem sonst durch Frau Marieken's Sorgfalt vortrefflich gemachten Bette umher, so schwer drückte die Sorge um das Wohl des geliebten Vaterlandes die Brust des alten Ritters.

Schon in aller Frühe versammelten sich am nächsten Morgen alle in Güstrow jetzt anwesenden Mitglieder der Ritter- und Landschaft Mecklenburgs in dem großen Saale des Rathhauses zu einer gemeinsamen Berathung. Es kam hiebei abermals zu ziemlich heftigen Debatten, und der mächtige Baß des alten Rechower tönte wiederholt dumpf gegen den schrillen Diskant des kleinen, geschmeidigen Ritters von Plessen, die Beide als die Wortführer der beiden am weitesten in ihren Ansichten von einander abweichenden Parteien gelten konnten. Nach vielfachen Reden einigte man sich endlich dahin, eine Deputation an den in Güstrow jetzt anwesenden Commissarius des Herzogs Wallenstein, den Oberst Graf Saint-Julien abzusenden, um diesem die Bitte vorzutragen, daß er die Huldigung noch so lange aufschieben möge, bis eine Gesandtschaft, welche man sogleich nach Regensburg an den dort auf dem Reichstage anwesenden Kaiser Ferdinand schicken werde, zurückgekehrt sei. Man wollte durch diese Gesandtschaft den Kaiser in aller Ehrfurcht bitten, daß er die alten rechtmäßigen Herzöge Johann Albrecht und Adolph Friedrich in Mecklenburg lassen, und die Belehnung Wallenstein's mit diesem Lande zurücknehmen möge.

Für die Gewährung dieser Bitte wollte sich die mecklenburgische Ritter- und Landschaft dann verpflichten, einen großen Theil der Summe, welche der Kaiser an Wallenstein für seine Kriegsrüstungen schuldete, aus ihrer Mitte aufzubringen. Daß eine solche Gesandtschaft an den Kaiser Ferdinand unter den jetzigen Verhältnissen nur eine äußerst geringe Aussicht auf Erfolg haben würde, verhehlte man sich zwar gar nicht, wollte jedoch auch dies letzte Mittel nicht unversucht lassen. Man hoffte, daß manche der jetzt in Regensburg versammelten deutschen Reichsfürsten sich der alten Herzöge von Mecklenburg kräftig annehmen und mit dieser Gesandtschaft vereint den Kaiser bewegen würden, einen so inhaltsschweren Schritt, wie die Absetzung eines deutschen Reichsfürsten war, ohne daß vorher die Reichsacht über ihn erklärt wurde, zurückzunehmen. Mehrere der Reichsfürsten, und darunter selbst Männer wie die Kurfürsten Ferdinand von Cöln, Georg Friedrich von Mainz, Beide mit die höchsten Würdenträger der Kirche in Deutschland, dann der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, hatten sich der mecklenburgischen Herzöge bereits auf das wärmste angenommen und deshalb sehr eindringliche Schreiben an den Kaiser gerichtet. In dem

Schreiben des Letzteren hieß es unter Anderem: „Dieweil die Herzöge von Mecklenburg mir berichtet, daß auf ihr Suchen und angeregte weitere Interceſſion noch keine Reſolution, vielleicht anderer vieler Geſchäfte wegen, erfolgt, ſie aber, als ihrer Fürſtenthümer und Lande entſetzt, danach verlangt, ſo bitte ich, der nahen Verwandtſchaft wegen, und weil mich deren Suchen nicht unziemlich zu ſein dünkt, Eure Kaiſerliche Majeſtät wollen geruhen, ſich gegen die Herzöge von Mecklenburg gnädig zu bezeigen, ſie mit Beſcheide zu verſehen, und geſchehen zu laſſen, daß ſie ihre Unſchuld ausführen, ſich vor Eure Kaiſerliche Majeſtät perſönlich ſtellen und meine Interceſſionen mit Erfolg genießen mögen."

Dieſer Kurfürſt Johann Georg von Sachſen war aber damals einer der angeſehenſten Reichsfürſten, deſſen Worte ein vermehrtes Gewicht bei dem Kaiſer haben mußten. Auch auf die ſtärker als je jetzt wieder hervortretende Eiferſucht des Kurfürſten Maximilian von Bayern, der das Haupt der katholiſchen Liga war gegen Wallenſtein, rechnete man in Mecklenburg ſehr; ebenſo auch auf die bekannte Abneigung des Miniſters Graf Khevenhüller und anderer Mitglieder der hohen öſterreichiſchen Ariſtokratie

gegen dieſen Emporkömmling. Es kam daher vor Allem weſentlich mit darauf an, daß man Zeit gewann, und dies hoffte man jetzt in Güſtrow am beſten dadurch zu erreichen, wenn die Huldigung noch auf einige Monate aufgeſchoben würde.

Zu den Mitgliedern der Deputation, welche ſich jetzt zu dem Oberſt Graf Saint-Julien begeben ſollte, wurden auch der alte Rechower und der Ritter von Pleſſen erwählt. Zwar meinte Erſterer zu einigen Freunden: es ſei dies der unangenehmſte Gang, den er jemals in ſeinem bisherigen Leben gethan habe, und er wolle lieber mit einem Rudel Wölfe allein kämpfen, als jetzt in demüthiger Weiſe von einem Fremden erbitten, was er als ſein volles heiliges Recht betrachte, nämlich ſeinem rechtmäßigen Fürſten auch fernerhin gehorchen zu dürfen; allein es half nichts, er mußte ſich ſchon dazu entſchließen.

In gerade nicht ſonderlich freundlicher Stimmung ließ er ſich von ſeinem Leibdiener die mitgebrachte Feſtkleidung anlegen, und es fehlte dabei nicht an zornigen Flüchen, ja ſelbſt mitunter einigen derben Püffen gegen dieſen, der ihm am heutigen Morgen auch gar nichts recht machen konnte. In dem grünen, mit Gold verbrämten Sammetwamms, den rothen weiten Hoſen, den

hohen Stiefeln von braunem Wildleder mit mächtigen goldenen Rittersporen daran, um den Hals eine schwere goldene Gnadenkette mit der Schaumünze des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, eine Feldbinde in den mecklenburgischen blau-roth-gelben Farben über die breite Brust, an welcher ein schweres Schwert mit großem vergoldeten Griff befestigt war, auf dem grauen Haupte ein an der Seite aufgeschlagener feiner, schwarzer Filzhut, mit drei blau-roth-gelb gefärbten Straußenfedern verziert, sah die riesige Gestalt des alten Rechowers, wie er mit klirrenden festen Schritten aus dem Hause schritt, ungemein stattlich aus. Selbst sein Leibdiener, obgleich ihm wohl noch die Seite von den so eben empfangenen Püffen etwas schmerzen mochte, konnte nicht umhin, mit stolzen Blicken seinem Herrn nachzusehen, und die Worte, die er zu dem dicken Löffelholz, der so eben mit vielen Verbeugungen den Ritter zur Thür hinausgeleitet hatte, sprach: „Mien Herr is woll een bäten hitzig und schleiht (schlägt) licht to, äber hee is doch heelgood, und eenen stattlicheren Ritter, bie dem ich leeber im Deenst sien mögt, als em, giest dat doch im ganzen mecklenborgischen Land nich," kamen sicherlich aus vollem Herzen.

Der Oberst Graf Saint-Julien hatte anfäng-

lich den Entschluß gehabt, die Deputation der Ritter- und Landschaft gar nicht vor sich zu lassen, besann sich dann aber und gestattete ihre Zulassung. Schon am Morgen war ihm berichtet worden, daß mehrere Ritter am gestrigen Abend sehr heftige Reden gegen diese Huldigung gehalten hätten, und besonders der Rechower sich auch jetzt wieder als der Anführer dieser, der Wallenstein'schen Herrschaft feindlichen Partei gezeigt habe. Die Abneigung, die er gegen diesen Mann, von dessen Treiben ihm bisher schon so viel Ungünstiges berichtet war, ohnehin hegte, ward dadurch noch mehr gesteigert. Auch der Oberstwachtmeister Graf Strozzi, der ihm bereits einen längeren Bericht hatte abstatten müssen, verfehlte nicht, dieser Abneigung noch neue Nahrung zu geben. Er schilderte den Rechower als den gefährlichsten und bedeutendsten der Rebellen, wie diese ihrem Eide und ihrem rechtmäßigen Herrscher getreuen Mecklenburger von den Wallenstein'schen Officieren damals genannt wurden, und meinte, es sei geboten, ihn stets unter strenger Obhut zu halten, daher er auch vorläufig eine geeignete Einquartierung auf dessen Gute zurückgelassen habe.

In stolzer Haltung empfing der Oberst Graf

Saint-Julien, von einem halben Dutzend Officieren seines Stabes umgeben, in der Mittagsstunde die zu ihm hereingeführte Deputation der Ritter- und Landschaft. Um ihren Trotz zu demüthigen, wie er sich ausdrückte, hatte er die Deputation vorher eine längere Zeit in seinem Vorzimmer warten lassen.

Der älteste Ritter, ein schon sehr bejahrter Freiherr von Maltzahn, war der Sprecher und bat in zwar überaus respectvoller, jedoch freimüthiger Sprache, daß es der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft gestattet werden möge, dem Kaiser selbst, als höchster Obrigkeit über Reichsfürsten und Reichslande, die Huldigung leisten zu dürfen, bis ihre rechtmäßigen Landesherren durch eigene Rechtfertigung und Intercession der Kur- und anderen Fürsten mit diesem wieder ausgesöhnt sein würden, oder, falls dies nicht anginge, die Eidesleistung bis zum persönlichen Erscheinen des Herzogs von Friedland ausgesetzt zu lassen, weil nach altem Landesherkommen die Pflichtleistungen der Unterthanen stets im Beisein des Herrn geschehen müßten.

Auf sein langes Schlachtschwert gestützt, hörte der Graf Saint-Julien den Sprecher ruhig an, ohne ihn zu unterbrechen, nur bisweilen mit sei-

nen dunklen Augen wie musternd über die ganze Gesellschaft hinstreifend. Als der von Maltzahn geendet hatte, antwortete er mit kaltem, ruhigem Tone: „Ihr Herren von der Ritter- und Landschaft, ich habe Euch bei mir vorgelassen, um Euch hiermit selbst zu sagen, daß Euer Begehr im höchsten Grade unstatthaft, ja selbst vermessen ist. Des Kaisers Ferdinandus Majestät Gnade haben den Herzog Albrecht Durchlaucht mit dem Herzogthum Mecklenburg feierlich belehnt, und somit ist Letzterer der alleinige und rechtmäßige Herr des Landes. Ich, als der von Seiner Durchlaucht dem Herzoge Albrecht wohlbestallte Commissarius, hatte die Huldigung der Ritter und Landschaft auf den heutigen Tag festgestellt, und somit war es die Pflicht eines jeden Mitgliedes der Stände, meiner Aufforderung Genüge zu leisten. Statt dessen aber sind Viele derselben gar nicht erschienen, und Ihr Anderen wagt es sogar, eine eigene Deputation mit solchen gänzlich ungegründeten Anträgen an mich abzusenden. Ich will Euch nun hiermit einen festen und letzten Bescheid geben: daß ich die Huldigung noch um vier Tage aufschieben werde, damit Einigen, die noch nicht erschienen sind, Zeit zum Kommen gegeben werde. Wer dann von der Ritterschaft nicht hier anwesend ist, oder seine Abwesenheit

durch genügende Gründe entschuldigt, dessen Lehnsgut werde ich vorläufig mit Beschlag belegen lassen, und behalte mir auch noch andere weitere Schritte gegen ihn vor. Es ist mir gemeldet worden, daß einige Ritter ihre sträfliche Vermessenheit so weit treiben, daß sie ungebührliche Reden gegen die Herrschaft Seiner Durchlaucht unseres Herzogs zu halten wagen, ja selbst im Lande umherreiten, um dagegen aufzureizen. Ich kenne diese Herren sehr wohl, und will sie hiermit ernstlich gewarnt haben, daß sie von solchem frevelhaften Beginnen abstehen, sonst wird mein Zorn sie treffen und gerechte Strafe ihnen zu Theil werden."

Bei diesen letzten Worten sah er den Rechower besonders scharf an, und schien seine Rede auch vorzugsweise gegen ihn zu richten. Ruhig hielt dieser den Blick des Grafen aus, und sein graues Auge haftete fest auf ihm.

„Unter so bewandten Umständen bleibt uns also nichts übrig, als den verlangten Huldigungseid zu leisten und uns der ferneren Gewogenheit des hohen Commissarius Seiner Durchlaucht unseres neuen Herzogs angelegentlichst zu empfehlen," hub der Ritter von Plessen nach einer längeren Pause, in welcher Alle geschwiegen hatten, zu sprechen an.

„Mag dies thun, wer da will und es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubt. Ich habe Seiner Durchlaucht dem Herzoge Johann Albrecht, meinem allergnädigsten Landesfürsten, den Lehnseid geschworen, und bevor mich der nicht dieses meines Eides entbindet, werde ich nun und nimmermehr einem andern Fürsten den Eid schwören," ertönte die mächtige Stimme des Rechowers so laut durch den Saal, daß die Augen Aller sich sogleich auf ihn richteten.

Mit vor Zorn funkelnden Blicken sah der Graf Saint-Julien den kühnen Sprecher an. „Wie, Ihr wagt es sogar, mir in meinem eigenen Gemach trotzen zu wollen, nachdem ich so eben Euch erst verwarnt habe. Wißt, daß ich schon lange hinter Eure Umtriebe und Hetzereien gekommen bin, und eigentlich mit vollem Rechte Euch in Haft setzen und als Gefangener nach irgend einem böhmischen Schlosse abführen lassen sollte, wenn Seine Durchlaucht der Herzog nicht mir besondere Gnade gegen alle Mitglieder der Ritterschaft Mecklenburgs anempfohlen hätte. Aber folgt Ihr jetzt nicht gehorsam und leistet, wie Euch befohlen, den vorgeschriebenen Eid, dann fürchtet meinen gerechten Zorn, und eine strenge Strafe wird Euch treffen," sprach er zu dem Ritter, und seine Stimme hatte

dabei einen ungleich schärferen Klang als vorhin.

Fast wie aus Granit gehauen sah der Ritter bei dieser heftigen Anrede des Grafen aus, und kein Zug seines Gesichts regte sich. „Ich bin ein mecklenburgischer Edelmann und fürchte nur Gottes, aber keines Menschen Zorn. Eure Drohungen, mein Herr Oberst Graf Saint-Julien, erschrecken mich nicht im mindesten, und keine Macht auf Erden soll mich bewegen, etwas zu thun, was ich gegen mein Gewissen halte," sprach er dann in ruhiger, fast feierlicher Weise. Wirklich stolz und großartig war der alte Rechower in diesem Augenblick, und wer ihn nur früher bei seinen rohen Jagd- und Trinkgelagen gesehen, der hätte ihn wahrlich jetzt nicht wieder erkannt.

„Ihr seid vorläufig ein Stadtgefangener, und leistet am Huldigungstage entweder den Lehnseid, oder werdet in strenger Haft nach Böhmen gebracht werden; dies ist mein letztes Wort an Euch, Ritter von Rechow," entgegnete der Graf Saint-Julien, und man sah es ihm an, wie er mühsam seinen Zorn bezwang.

„So habe ich hier nichts mehr zu thun, und habe die Ehre, mich Euch zu empfehlen," antwortete der Rechower, machte dem Grafen eine kurze

Verbeugung und schritt klirrenden Schrittes aus dem Saale. Auch die übrige Deputation ward jetzt bald von dem Grafen Saint-Julien entlassen. — Zwar wollte ihr Sprecher, der greise Maltzahn, noch einmal das Wort ergreifen und um einen längeren Aufschub bitten, allein Ersterer fiel ihm ungeduldig in die Rede, indem er sagte: „Es muß bei meinem letzten Bescheide bleiben, mein lieber Ritter. Fürwahr, ich kann nichts daran ändern, selbst wenn ich auch dies wollte, denn ich habe von dem Herzoge die strengste Weisung, die Huldigung noch in diesem Monate vornehmen zu lassen. Also fügt Euch in Güte, Ihr Herren von der Ritter- und Landschaft; und thut das, was Ihr doch nicht ändern könnt. Es sollte mir in der That sehr leid sein, wenn ich noch gegen mehrere andere Ritter die gleiche Strenge anwenden müßte, die unzweifelhaft diesen alten Querkopf Rechow treffen wird, wenn er nicht noch in der letzten Stunde Vernunft annehmen sollte. Glaubt mir, Ihr Herren, mein hoher Gebieter, in dessen Namen ich jetzt zu Euch spreche, liebt Mecklenburg, und wird mit allen Kräften für des Landes Wohl besorgt sein, aber freilich erwartet er dafür auch pünktlichen Gehorsam und keine muthwillige Auflehnung gegen seine Befehle. — Und so gehabt

Euch wohl, Ihr Herren, theilet Euren übrigen Standesgenossen meinen Bescheid mit, und wendet Euren Einfluß an, daß sie ruhig den Lehnseid leisten und so mich nicht zu harten, mir persönlich unangenehmen Maßregeln zwingen. Am Tage der Huldigung hoffe ich Euch Alle recht zahlreich um mich versammelt zu sehen.“ Noch einmal wohlwollend mehreren Rittern, und unter diesen besonders auch dem von Plessen, die Hand reichend, entließ der Graf Saint-Julien hiemit die Deputation.

Unter den in Güstrow jetzt versammelten Herren der Ritter- und Landschaft herrschte eine große Rathlosigkeit, als sie diesen Bescheid des Commissarius an ihre Abgesandten erfahren. Sie wußten in ihrer Mehrzahl in der That nicht, was sie nunmehr beginnen sollten. Daß man nicht zu einem offenen Widerstande jetzt schreiten dürfe, da dieser auch nicht die allergeringste Aussicht auf irgend welchen Erfolg haben könnte, war Allen, und selbst auch dem Rechower, vollkommen klar. Starke Besatzungen Wallenstein'scher Truppen waren überall in Mecklenburg vertheilt, und mit rohen, zusammengerafften Bauernhaufen gegen diese vielversuchten Krieger kämpfen zu wollen, wäre ein offener Wahnsinn gewesen, der nur das Land in das größte Verderben gestürzt hätte. Aber auch

der passive Widerstand, zu dem gar viele der Ritterschaft sehr gern geneigt gewesen wären, konnte nach des Commissarius bestimmter Drohung, daß die Lehnsgüter aller Ritter, welche den Huldigungseid nicht leisteten, ohne Weiteres mit Sequester belegt werden sollten, nicht ausgeführt werden. So ohne Weiteres von Haus und Hof wie ein Bettler zu ziehen, und einen reichen, schönen Besitz, der vielleicht schon Hunderte von Jahren in der Familie gewesen war, den Feinden zu überweisen, ohne die Hoffnung, ihn vielleicht jemals wieder erhalten zu können, das war doch eine Sache, zu welcher die Meisten trotz alles Patriotismus nur eine verzweifelt geringe Neigung verspürten. Es war ein schlimmes Ding solcher Zwiespalt, und wohl noch niemals, seitdem eine mecklenburgische Ritter- und Landschaft bestand, waren so viele ihrer Mitglieder mit den sorgenvollsten Mienen und ohne zu wissen, was sie thun sollten, umhergelaufen, als dies jetzt in Güstrow in den letzten Tagen des März 1629 der Fall war. Selbst der Wein wollte den Meisten jetzt nicht recht munden, und zu des dicken Löffelholz und anderer Wirthe Verdruß ward gar wenig getrunken. Das war ein seltener Fall zu damaliger Zeit in Mecklenburg, wie er sich nicht häufig ereignete.

Daß unter so bewandten Umständen die Partei des Ritters von Plessen und anderer derartiger Herren, welche erklärten, man müsse den Verhältnissen Rechenschaft tragen und sich jetzt möglichst gut in die neue Ordnung der Dinge fügen, immer mehr Anhänger gewann, war erklärlich. Man kam endlich bei der überwiegenden Mehrzahl der Mitglieder der Ritter- und Landschaft dahin überein, den verlangten Huldigungseid unter der Reservation ablegen zu wollen, daß die Herzöge Johann Albrecht und Adolph Friedrich Alle von den früher ihnen abgelegten Eiden entbinden, und der neue Herzog im Uebrigen die alte Verfassung des Landes unverbrüchlich halten werde. Mit diesem — eigentlich etwas kläglichen und zweideutigen Auswege fühlten die Meisten sich in ihrem Gewissen beruhigt, und erklärten, den Huldigungseid vorläufig leisten zu wollen. Von dem Ritter von Plessen, der in den letzten Tagen wiederholt im Geheimen längere Rücksprache mit dem Graf Saint-Julien gehalten hatte, war dieses Auskunftsmittel vorgeschlagen, da er sich überzeugt hatte, daß trotz aller Zwangsmaßregeln, oder nach so künstlichen Ueberredungsversuchen, die meisten Ritter doch noch zu viel Ehrgefühl besaßen, um so ohne weitere Reservation den Eid zu schwören.

Fest und stolz, und ohne sich um alle diese kleinlichen Auswege nur im mindesten zu bekümmern, ging der alte Rechower jetzt seinen eigenen Weg. Offener klärte er seinen Freunden, daß er nimmermehr, und möge da kommen, was da wolle, den verlangten Eid früher schwören werde, bis ihm sein Herzog Johann Albrecht seines ihm früher geleisteten Lehneides gänzlich entbinden werde. Noch einige andere Mitglieder der Ritterschaft schlossen sich dieser Erklärung an, und zogen es vor, Güstrow zu verlassen, um daheim auf ihren Gütern zu erwarten, was das Schicksal ihnen bringen werde.

Es war ein trauriges Schauspiel, als in der Mittagsstunde des 29. März die feierliche Huldigung des neuen Herzogs in dem großen Saale des Rathhauses zu Güstrow stattfand. Zwar hatte der Commissarius Graf Saint-Julien nichts versäumt, um dieser ganzen Scene ein möglichst feierliches Gepräge zu verleihen; allein die allgemeine Stimmung der Mitglieder der Ritter und Landschaft war eine so gedrückte, daß das Ganze mehr einem Leichenbegängniß, als irgend einem andern Feste glich. Noch am letzten Tage hatten mehrere Ritter den Entschluß gefaßt, sich krank zu melden, um so persönlich nicht auf dem Rathhause erscheinen zu dürfen, andere waren heimlich abgereist, und die Zahl

derjenigen, welche den Eid wirklich leisteten, schrumpfte immer mehr zusammen.

Fest und sicher wie immer und mit stolz erhobenem Haupte schritt der alte Rechower in der Mitte dieser Zagenden und Zweifelnden, von denen manche es selbst fühlten, daß sie jetzt eine Handlung unternahmen, welche sie eigentlich hätten unterlassen müssen, einher. Er war mit sich selbst einig, nur zu thun, was er für recht hielt, und lieber das Aeußerste zu ertragen, als das mindeste gegen sein Gewissen zu unternehmen. Und dies innere Gefühl ließ ihn gar leicht allen kommenden Bedrängnissen mit ruhigem Auge entgegensehen. Solch fester Mannessinn ist eine köstliche Zierde für Jeden, und wer ihn besitzt, der darf gar stolz sein Haupt erheben, und das frohe Gefühl der Zufriedenheit mit sich selbst wird den Ausdruck seiner Züge veredeln. Gleich den anderen Rittern, welche entschlossen waren, den Lehnseid nicht zu leisten, hatte der Rechower die Stadt Güstrow schon verlassen wollen, allein am Thore ward ihm in bestimmter Weise der Ausgang verweigert. Auch sonst befand er sich innerhalb der Stadt gewissermaßen in Haft, und wenn er auch seine Gänge einrichten konnte, wie es ihm beliebte, so folgte ihm ein Soldat des Regiments Altringer

doch stets in gemessener Entfernung. Da er nun doch einmal am Tage der Huldigung in Güstrow anwesend sein mußte, so hielt es der Rechower für eine erbärmliche Feigheit, wenn er nicht auch bei der Feierlichkeit persönlich auf dem Rathhause erschienen wäre. Es machte ein nicht geringes Aufsehen, als er mit stolzem Haupte und festem Schritt in Mitte der Mitglieder der Ritterschaft erschien und den ihm zukommenden Platz einnahm. Gar Mancher, der ein böses Gewissen hatte, schlug jetzt beschämt die Augen nieder, und vermochte den ruhigen, klaren Blick des alten Ehrenmannes nicht zu ertragen. Einige Herren, welche sich als besonders eifrige Anhänger der Wallenstein'schen Partei hervorgethan hatten, würdigte er keines Grußes, und als einer derselben, der zu seiner Vetterschaft gehörte, ihm gar vertraulich die Hand reichen wollte, wandte er ihm schweigend den Rücken.

Jetzt kam auch der Augenblick, wo der Name des Ritters von Rechow aufgerufen wurde, um den Lehnseid zu leisten. Mit großer Spannung richteten sich die Blicke Aller auf ihn, denn man durfte jetzt eine außergewöhnliche Scene erwarten. Ruhig schritt der alte Ritter nach dem bestimmten Platz vor dem Commissarius, und fest klang seine

Stimme, mit der er sprach: „Ich erkenne Seine Durchlaucht den Herzog Johann Albrecht allein als meinen rechtmäßigen Landes- und Lehnsherrn an, und meine Zunge soll verdorren und meine Rechte gelähmt werden, wenn ich jemals einem andern Herzoge von Mecklenburg den Lehnseid leisten werde, bevor mich mein jetziger Landesherr aus freien Stücken des ihm früher von mir geleisteten Eides entbunden hat. Da man mich nun einmal gewaltsam und gegen meinen Willen in Güstrow zurückgehalten hat, so fühle ich mich auch verpflichtet, diese Erklärung hier öffentlich auszusprechen."

Mit wachsendem Zorn hörte Graf Saint-Julien diese Worte des alten Ritters, die so hell und feierlich wie Glockenklang durch den ganzen Saal, in welchem jetzt die tiefste Stille herrschte, drangen, an, und zwar nur leise, aber desto grimmiger war sein Ausruf: „Diese höhnende Frechheit sollt Ihr mir im festesten Kerker Böhmens büßen," den er gegen den Sprecher that. Ohne hierauf weiter zu hören, machte der Rechower dem Commissar die seinem Range gebührende Verbeugung, und schritt dann ruhig wie immer und ohne die Blicke Aller, welche jetzt mit erhöhetem Interesse auf ihm hafteten, weiter zu beachten, aus dem Saal.

Er war kaum in seiner Herberge „zum Auerochsen" angelangt, und sein Leibdiener hatte ihm die Festkleidung, in welcher er auf dem Rathhause erschienen war, mit der bequemen Haustracht vertauscht, als ein Officier mit sechs Arkebusieren der in Güstrow in Besatzung liegenden Friedländischen Truppen erschien, um ihm seine Verhaftung anzukünden und in engen Gewahrsam zu bringen. Zwar zuckte im ersten Augenblick der Jähzorn in dem Ritter gewaltig auf, und er wollte schon nach seinem langen Schwerte greifen, um in verzweifeltem Kampfe gegen die Uebermacht sich seiner Freiheit zu wehren, bald aber siegte die ruhige Ueberlegung in ihm, und er sah das Thörichte eines solchen Widerstandes ein. So folgte er gelassen dem Officier, der ihn in ein zwar festes, aber anständiges Gewahrsam brachte, wo ein Posten vor seine Thür gestellt wurde.

Die Nachricht, daß der alte, allgemein gekannte und geachtete Ritter von Rechow in ein enges Gewahrsam gebracht sei und wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen als Staatsgefangener nach Böhmen abgeführt werden solle, durchlief gleich einem Laufeuer bereits in den nächsten Stunden die ganze Stadt. Solch schnelles Einschreiten hatte man nicht erwartet, auf eine so strenge

Strafe war Niemand gefaßt gewesen. Allgemein war die Theilnahme, welche das Schicksal des Mannes fand, und selbst Leute aus den unteren Ständen, die den Ritter kaum von Ansehen gekannt hatten, traten jetzt auf den Straßen zusammen, und besprachen laut diese verhängnißvolle Begebenheit. Hätte nicht eine so starke und wohlausgerüstete Friedländische Besatzung in der Stadt gelegen, so wäre der allgemeine Volksunwillen wahrscheinlich auf den Ausweg verfallen, den Gefangenen mit Gewalt befreien zu wollen. So freilich lag auch nicht die entfernteste Möglichkeit eines derartigen Erfolges vor, und die aufgeregten Gemüther konnten sich nur in leeren Drohungen und zornigen Worten Luft machen. Die Ritterschaft, welche über diese plötzliche Verhaftung eines ihrer geachtetsten Mitglieder im höchsten Grade aufgeregt war, sandte noch am Abend eine Deputation zu dem Grafen Saint-Julien mit der Bitte, daß der Ritter von Rechow vorläufig gegen ein Handgelöbniß aus der Haft wieder entlassen werden möge. Zwar nahm der Graf diese Herren selbst mit der äußersten Höflichkeit auf, schlug ihnen aber ihr Begehr ganz entschieden ab. „Die wühlerische Thätigkeit des alten Ritters ist mir schon lange kein Geheimniß mehr, ich habe ihn

wiederholt und zuletzt noch vor wenigen Tagen, als er bei mir in der Deputation war, gewarnt, allein mit offenem Hohne hat er solche Warnungen stets aufgenommen, und durch diese heutige Erklärung, die er mir öffentlich in das Gesicht zu schleudern wagte, seine Frechheit noch vermehrt. Seine Durchlaucht der Herzog wird dem Lande Mecklenburg zwar ein gütiger Fürst sein, aber sicherlich auch die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand zu führen wissen, und so darf ich als sein Stellvertreter solche offenbare Auflehnung gegen seine Autorität nicht ungeahndet hingehen lassen. Schwache Knaben, die man ohne Weiteres beleidigen kann, sind wir Friedländischen Officiere wahrlich nicht, das möget Ihr Herren in Mecklenburg wohl bedenken. Und so werde ich diesen Ritter von Rechow, Anderen, die etwa ähnliche rebellische Gelüste in sich verspüren sollten, zum warnenden Beispiel, schon in den nächsten Tagen unter sicherer Bedeckung nach Böhmen abführen lassen, damit der Herzog ihm dort den Proceß als Hochverräther machen lassen kann," lautete seine fest und bestimmt abgegebene Antwort. Dagegen war denn freilich nichts zu machen, und mit schwerem Herzen trat die Deputation ihren Rückweg wieder an. —

Wenn aber Alle jetzt in Güstrow um das Schicksal des so allgemein geachteten Rechower in banger Sorge schwebten, so verlor doch Einer die Hoffnung nicht, ihn bald aus seiner Haft zu befreien, und dies war Löffelholz, der dicke Wirth zum Auerochsen.

„Herut mööt hee, so wahr ick Chrischan Löffelholz getauft bin, un dat müßt doch mit dem Düwel togahn, wenn wir Mecklenborger unsern besten Ritter so mir nichts, dir nichts von dit frömde Volk in dat Loch spunnen laten sülln," sprach er mit ungebeugter Zuversicht zu dem Leibdiener des Rechowers, der mit thränenden Augen ihm das Schicksal seines Herrn klagte.

Und der dicke Löffelholz begnügte sich nicht mit leeren Worten, sondern schritt sogleich zur entschlossenen That. Zuerst begann er als kluger Mann die Localität zu recognosciren, in welcher der Ritter gefangen saß. Es war ein kleines Zimmer, dessen einzige stark verschlossene Thür von einem Soldaten bewacht wurde. Von dieser Thür aus mußte man über einen Gang und dann durch eine große Hausflur, welche jetzt als Wachtstube für die Gefängnißwache diente, schreiten, bevor man in das Freie gelang. Der stets lustige Löffelholz war bei den meisten Soldaten des jetzt

in Güstrow als Besatzung liegenden Regiments eine sehr bekannte und gern gesehene Persönlichkeit. Er führte nicht allein starkes Bier und unverfälschten Branntwein, sondern hatte auch stets einen derben Spaß auf der Zunge, und so besuchten die Kriegsknechte mit ihren ewig durstigen Kehlen vorzugsweise gern seine große, für die Gäste unteren Standes bestimmte Schenkstube. Hierdurch war es ihm denn auch jetzt ein Leichtes geworden, mit den Soldaten, welche die Gefängnißwache bildeten, in ein unbefangenes Gespräch zu kommen. Er wußte sie zu bereden, daß sie den heutigen Tag der Huldigung auch besonders feiern müßten, und zeigte sich nicht abgeneigt, ihnen zu diesem Zweck ein Fäßlein auf Gewürz abgezogenen Branntwein auf Credit zu verabreichen. So ein Vorschlag ward dankbar angenommen, denn das Trinken war eine Leidenschaft, welche damals in allen Ständen, vornehm wie gering, sich gar sehr verbreitet zeigte.

Als der Wirth das Fäßlein mit Branntwein, das er für den heutigen Abend besonders stark gemischt hatte, erst in den Besitz der Soldaten wußte, da zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß ihm sein Plan zur Befreiung des Ritters gelingen würde. Er hielt im Stalle eine längere

geheime Unterredung mit dem Leibknappen des Rechowers, und da es Aufsehen gemacht hätte, wenn dessen großer Hengst durch das Thor gebracht worden wäre, so mußte der getreue Knecht nach eingetretener Dunkelheit das Thier heimlich über den Hof nach dem Garten und so durch den dahinter fließenden Fluß, die Nebel, aus der Stadt bringen. Es gelang dies auch, ohne daß es von Jemandem bemerkt wurde.

Schwieriger war es freilich, den Ritter selbst aus dem Gefängniß zu bringen. Ein vertrauter Küper des Wirthes, auf dessen Treue und Gewandtheit er unbedingt zählen konnte, mußte sich unter die Wehrmannschaft mischen und diese recht fleißig zum eifrigen Trinken einladen. Seine Absicht gelang ihm vollkommen; der übermäßig starke, mit Honig und Gewürz versetzte Branntwein stieg Allen sehr in die Köpfe, an irgend welche Gefahr dachte Niemand, und so hatte kaum die mitternächtliche Stunde geschlagen, als die gesammte Wachtmannschaft total betrunken, ja selbst betäubt auf dem Boden lag. Selbst der Wachtposten, eine alte versoffene Gurgel, wie man solche in den Heeren jener Zeit so häufig fand, hatte zuletzt an dem Gelage Theil genommen, und lag jetzt in schwerem Schlafe quer vor der Thür, welche er

bewachen sollte, ausgestreckt. Jetzt oder nie war der Augenblick zur Befreiung des Ritters gekommen. Der Küper nahm den Schlüssel aus dem Gürtel des schwer schnarchenden Wachtcommandanten, schritt leise über die Schläfer hinweg, und trat in das Gemach des gefangenen Ritters.

Halb angekleidet lag dieser auf dem Ruhebette, und der Schlummer hatte bisher ihn noch nicht zu erquicken vermocht. Zwar fühlte der Gefangene in seinem Innern eine vollkommene Zufriedenheit, wie dies ja bei Jedem der Fall sein wird und muß, der mit männlicher Kraft seine Ueberzeugung vertritt, und es war auch keine blasse Furcht, die den Schlaf ihm jetzt verscheuchte, aber trotzdem waren die wenigen Stunden seiner bisherigen Haft ihm mit fast unerträglicher Langsamkeit verstrichen. Gleich dem Löwen, der seine starken Glieder durch die tückische Schlinge des Jägers plötzlich gefesselt fühlt, oder dem Adler, der, bisher hoch im wolkenlosen Aether schwebend, nunmehr mit gebrochener Schwinge im niederen Käfig sich quälen muß, fühlte der Rechower sich durch diese Haft bis in das innerste Leben seiner Seele erschüttert. Er, der freie, stolze, mecklenburgische Ritter, war nun ein Gefangener geworden, der sich willenlos der Laune jedes rohen Kerkerknechtes

fügen mußte, ihm, der bisher gewohnt, auf muthigem Rosse täglich durch die Fluren und Wälder seiner weitläufigen Besitzung zu sprengen, mußte jetzt der enge Raum weniger Schritte genügen. Und wer konnte bestimmen, ob solcher Zustand, der ihm schon in wenigen Stunden fast unerträglich erschienen war, nicht Wochen, Monden, lange Jahre, ja vielleicht sein ganzes ferneres Leben fortdauern würde? Seine offen gegebene Erklärung hätte er nun und nimmermehr zurückgenommen, selbst wenn ihm auch am andern Morgen dafür der Gang zum Schaffot geworden, und so mußte er freilich jetzt das Schlimmste befürchten. Und wie er nun so, das greise Haupt auf die Hand gestützt, in schwerer Sorge auf seinem Lager lag, da öffnete sich leise die Thür, und mit einer kleinen Blendlaterne in der Hand schlich der Küper in sein Gemach. Der Ritter kannte ihn wohl und hatte ihm früher manch reichliches Trinkgeld gegeben, war aber nicht wenig erstaunt, den ehrlichen Burschen jetzt plötzlich zu dieser nächtlichen Stunde bei sich eintreten zu sehen. In wenigen schnellen und leisen Worten erzählte ihm dieser alle bisher getroffenen Vorbereitungen zur Flucht, und forderte ihn auf, solche sogleich zu ergreifen. Es widerstrebte zwar anfänglich dem Stolz des alten Rechow,

jetzt als ein Flüchtling nicht allein aus Güstrow, sondern von Haus und Hof in die weite Welt zu ziehen, allein er sah bald ein, daß hierin die einzige Möglichkeit für ihn lag, einer qualvollen, ja ihn geistig wie körperlich aufreibenden Haft zu entgehen. Mit männlicher Entschlossenheit hatte er bisher gehandelt, allein ein fernerer Kampf in Mecklenburg gegen die Wallenstein'sche Zwangsherrschaft war für ihn, den einfachen Edelmann, unmöglich; das sah er bald ein, und so blieb nur die Flucht vorläufig nach Stralsund, und fiel diese Festung auch in Friedländische Gewalt, zu Schiff nach Schweden möglich. So ging er denn schnell auf den Plan des Küpers zu einer schleunigen Flucht ein. Mit seinem schweren Tritte bei seiner mächtigen Gestalt durch die Mitte der schlafenden Kriegsknechte zu schleichen, wäre ein gewagtes Unternehmen gewesen, und so blieb dem Rechower denn nur der Weg durch das Fenster offen. Der Küper hatte eine Feile mitgebracht, und das schwache und morsche Gitterwerk war sehr schnell so weit durchgefeilt, daß die kräftigen Fäuste der beiden Männer, welche es jetzt anpackten, die einzelnen Stangen ausnehmen konnten. Auf einen leisen Pfiff brachten zwei Knechte des Wirthes, welche ebenfalls bei der Flucht mitwirkten, eine

Leiter herbei und lehnten sie an das Fenster. Es war zwar eine mühevolle Arbeit für eine so riesige Gestalt, wie der Rechower war, durch die Fensteröffnung auf die Leiter, deren Sprossen sich unter seinen schweren Tritten förmlich bogen, zu steigen, allein es gelang doch besser, als er anfänglich selbst geglaubt hatte, und bald war er glücklich auf der Erde, und eilte nun mit hastigen Schritten auf Seitenstraßen dem ihm bezeichneten Nebenhause des Wirthes Löffelholz zu. Als der Küper den Ritter in Sicherheit wußte, ging er leise aus dem Gemach, schloß solches wieder zu, steckte den Schlüssel sorgfältig an den früheren Platz, und legte sich dann mitten unter die Haufen der schlafenden Soldaten, als sei er ebenfalls von einem schweren Rausche befallen. So entging er jeglichem Verdachte, als habe er bei der Flucht des Gefangenen mitgewirkt.

Mit freudigem Gruß empfing der dicke Löffelholz den geretteten Ritter, und sorgte in aller Eile für dessen Stärkung und Bekleidung. Herzlich dankte der Alte seinem wackern Befreier, doch lehnte dieser jegliche Belohnung ab. „Wenn erst Ruhe im Lande ist und wir das fremde Volk wieder los sind, dann schicken der Herr Ritter mir jährlich eine wilde Sau oder einen feisten

Hirsch aus Alt-Rechow in meine Küche; vorläufig nehme ich aber nichts, denn wer weiß, ob Ihr Euer Geld nicht selbst allzu gut in der Fremde brauchet," sagte er bestimmt, als der Rechower ihm seine volle Börse in die Hand drücken wollte.

Doch die Zeit drängte, denn es war wichtig, daß der Flüchtling einen Vorsprung gewann, bevor am andern Morgen seine Flucht entdeckt und seine Verfolgung dann auf das nachdrücklichste betrieben wurde. Es war zwar ein kaltes Vergnügen, jetzt in der Märznacht durch die Nebel zu waten, deren Wasser der hohen Gestalt des Alten bis über die Brust reichte, allein es half nichts, es mußte ertragen werden, denn auf eine andere Weise konnte er nicht unbemerkt aus der Stadt kommen.

Ein unbeschreiblich frohes Gefühl erfüllte den alten Ritter, als er seinen ungeduldig mit den Füßen scharrenden und seinen Herrn mit frohem Gewieher begrüßenden Hengst bestiegen hatte. Jetzt erst, wo er das starke und schnelle Roß unter sich hatte, fühlte er sich wirklich frei, und höher als bisher schwoll die Zuversicht auf eine glückliche Rettung in seiner Brust. „Vorwärts, mein wackeres Thier, wir haben noch einen heißen Ritt vor uns, denn die Verfolgung wird bald

kommen und schnell sein, aber halte jetzt nur unermüdlich aus, und ich will dich für die ferneren Tage auch pflegen," rief er, dem Hengste die Sporen eindrückend und in das schon dämmernde Morgengrauen hineinsprengend. Er mußte auf Nebenpfaden viel querfeldein reiten, denn in den beiden kleinen Landstädten Laage und Teßin, welche er sonst auf dem Wege von Güstrow nach Alt-Rechow passirt hätte, lag eine Friedländische Besatzung, und so war es für ihn gefährlich, dort hindurch zu reiten.

Der Rechower hatte sich nicht getäuscht, als er eine baldige und eifrige Verfolgung fürchtete. Schon bei Tagesanbruch, als ein Officier das Gefängniß inspiciren wollte, fand man solches zwar wohl verschlossen, den Gefangenen selbst aber entwischt. Der Oberst Graf Saint-Julien, dem diese Flucht sogleich gemeldet wurde, gerieth in höchsten Zorn, und befahl die unverzüglichste Verfolgung. Er sah sein Ansehen durch diese Flucht verspottet, seine Macht verhöhnt, und schwur die härteste Strafe. Er ließ sogleich den Oberstwachtmeister Graf Strozzi vor sich kommen, und befahl ihm, sechzehn Mann der am besten berittenen Savelli'schen Küraßreiter zu nehmen und den Flüchtling unausgesetzt zu verfolgen. „Nehmt

unterwegs frische Pferde zum Reiten, oder Wagen zum Fahren für Eure Leute, wo Ihr solche findet, requirirt überall unsere Truppen, kurz, wendet jedes Mittel, welches Ihr für passend erachtet, rücksichtslos an, aber bringet mir diesen frechen Edelmann lebendig oder todt, hört wohl, lebendig oder todt wieder in meine Gewalt, damit ich seinen Trotz brechen und seine Mitschuldigen strafen kann," befahl er mit vor Zorn knirschender Stimme dem Grafen Strozzi. Auch die betrunkene Wachtmannschaft und die nachlässige Schildwache wurden in strenge Untersuchung genommen, konnten aber weiter nichts aussagen, als daß sie, wie dies ja so viele andere Kameraden von ihnen gethan hatten, das Huldigungsfest durch einen argen Rausch gefeiert hätten. Wie die wilde Meute der Hetzhunde den flüchtigen Edelhirsch, so verfolgte nun der Graf Strozzi mit seinen Reitern den fliehenden Ritter von Rechow. Ueberall alarmirte er die kaiserlichen Besatzungen, und sandte frische Mannschaften zu Roß und zu Wagen dem Fliehenden nach. Zwar leistete der wackere Hengst unter der schweren Last seines riesigen Reiters das Außerordentlichste, allein dennoch konnte der Flüchtling sich nicht verhehlen, daß die Gefahr ihm immer näher und näher rücke.

Der weiße Schaum bedeckte die Flanken des Roſſes, ſein Athem ward kürzer und kürzer, und nur mühſam konnte es ſich noch, vom ſcharfen Sporn getrieben, in kurzem Trabe fortbewegen, als der Ritter endlich gegen Abend auf der Feldmark ſeines Gutes anlangte. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er ſogleich dort ſeine Tochter Louiſe, welche eben einen ihrer gewöhnlichen Ritte machen wollte, antraf. Zwar erſchrak das Mädchen nicht wenig, als ſie den Vater in dieſem Zuſtand erblickte und in kurzen Worten den Grund ſeiner Flucht erfuhr; allein ihr muthiger Geiſt verzagte keinen Augenblick darüber.

„Beſteige meinen Schimmel, Vater, er iſt zwar etwas zu ſchwach für Dich, allein noch unermüdet, und wird Dich ſchnell in den Forſt zum alten Klas bringen, denn dort nur allein findeſt Du Rettung; gieb mir Deinen Hengſt, damit ich verſuche die Verfolger auf eine falſche Fährte zu bringen, denn ſie werden deſſen großen Hufſpuren nachreiten," rief ſie dem Vater zu, ſchnell dabei von dem edeln jungen Roß, welches ſie ſelbſt ritt, abſpringend. Der Rechower ſah ein, daß dies in der That das beſte Mittel ſei, ſeine Verfolger von der richtigen Spur abzubringen, und tauſchte eilig mit der Tochter die Pferde. „Und nun

gieb mir Deinen langen Reitermantel und den Federhut, damit ich in der Abenddämmerung aus der Ferne leichter für Dich gehalten werden kann," rief sie dem Vater zu. Zwar widerstrebte es dessen innerem Gefühl, daß seine Tochter jetzt für ihn eine vielleicht gefährliche Rolle übernehmen solle, allein es war dies das beste Mittel zu seiner Rettung, und in noch zu frischem Andenken stand seine Kerkerhaft bei ihm, als daß er im mindesten gezaudert hätte. Rasch warf nun Louise den langen Reitermantel des Alten über ihr Reitkleid, und setzte dessen Hut mit den Federn in den mecklenburgischen Farben auf ihr blondes Lockenhaar. Kaum war die Verwandlung geschehen, da erkannte der scharfe Blick des jungen Mädchens schon in der Ferne die heransprengenden Friedländischen Reiter. An ihrer Spitze galoppirte auf einem frischen Roß, welches er zwangsweise von einem Gutsbesitzer entlehnt hatte, der Graf Strozzi. Sein glühender Eifer, den Flüchtling zu fangen, trieb ihn zu rastloser Eile.

„Sie kommen schon, diese fluchwürdigen Häscher, fort, Vater, fort, es gilt Deine Freiheit. Wenn es mir möglich ist, treffe ich im Forste wieder mit Dir zusammen, rief sie noch, und trieb dann mit der Peitsche den müden Hengst zum neuen

Laufe an. Das leichte Gewicht des Mädchens, welches das Roß jetzt zu tragen hatte, gab ihm wieder vermehrte Kraft, und schneller als zuvor unter dem Alten galoppirte es jetzt abermals fort.

Auch der Rechower spornte sein neues Pferd jetzt zu möglichster Eile an, und wenn das feine Thier auch schwer an seiner Last zu tragen hatte, so war es doch noch unermüdet und ward von dem kräftigen Schenkel seines Reiters mit scharfem Sporn gewaltsam angetrieben.

Wie Louise mit weiblichem Scharfsinn richtig vermuthet hatte, so geschah es jetzt auch. Der Graf Strozzi folgte der Hufspur des Hengstes, die durch Größe und kräftigen Eindruck im Boden leicht zu unterscheiden war. Jetzt erkannte er in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne auch das müde Thier selbst, welches mit allen Kräften dem Walde zueilte. Vorn auf dessen Hals niedergebeugt, so daß man die Figur von hinten nicht erkennen konnte, saß der Reiter; doch verriethen sein flatternder Reitermantel und die bunten Federn auf dem Hute, daß es der so lange verfolgte Flüchtling sein müsse. Dieser Anblick verdoppelte den Eifer des Grafen, denn es galt, den fliehenden Ritter zu ergreifen, bevor er das schützende Dickicht des Forstes, wo ein mit

der Gegend vertrauter Fußgänger leicht entwischen konnte, zu erreichen vermochte. Sein scharfer Sporn zerstach die Flanken seines Rosses, daß das Blut in hellem Strahl herausspritzte und das Thier zur äußersten Schnelligkeit sich anstrengte; kaum ein halbes Dutzend seiner am besten berittenen Leute vermochte ihm zu folgen. Solchen Gegnern war der vom langen Tagesritt schon völlig ermüdete Hengst, den Louise jetzt ritt, nicht mehr gewachsen. Sie hoffte zwar immer noch den Schutz des Waldes zu erreichen und dort zu Fuß weiter zu schlüpfen, allein immer kleiner und kleiner ward der Abstand, der sie von ihrem Verfolger trennte, und immer matter und langsamer ihr Pferd. Zwar war die Abenddämmerung jetzt schon eingetreten und der Waldsaum kaum noch einige Hundert Schritte von ihr entfernt, aber sie konnte auch bereits die Zurufe des Grafen, die ihr zu halten befahlen, deutlich vernehmen, so gering war der Abstand, der sie von diesem trennte. Es war eine wilde Hetzjagd auf Tod und Leben, die jetzt am Saum des Waldes vor sich ging. Dunkler und immer dunkler warfen die einzelnen hohen Birken, die den Rand des Forstes begrenzten, schon ihre Schatten über den Weg, und wenige Augenblicke noch, und das muthige

Mädchen war gerettet. Aber auch Graf Strozzi sah jetzt ein, daß die größte Entschlossenheit nöthig sei, wenn ihm der so nachdrücklich verfolgte Flüchtling nicht noch in der letzten Minute entgehen solle. Er erinnerte sich der Worte des Commissarius, den Ritter unter allen Umständen todt oder lebendig wieder zurückzubringen, und rasch entschlossen riß er sein langes Faustrohr aus dem Holster. „Haltet — haltet, Ritter von Rechow, oder ich schieße auf Euch," rief er mit aller Kraft seiner Stimme. Sei es, daß Louise diese Worte bei dem raschen Ritt nicht vernahm, sei es, daß sie solchen nicht folgen wollte, sie hieb zur Antwort mit ihrer Peitsche gewaltig auf den Hengst, der schon unter ihr zusammenzubrechen drohte. Nur noch wenige Schritte sollte er sie tragen, dann wollte sie schnell abspringen und zu Fuß in das dichte und jetzt schon finstere Gehölz weiter flüchten. „Nochmals, haltet — oder ich schieße auf Euch," rief zum zweiten Mal der Verfolger. Abermals fand sein Ruf keine Beachtung, da riß er das Rohr mit zornigem italienischen Fluche in die Höhe und feuerte ab. Laut hallte der Schuß im Walde wieder, und manche Vögel, die schon ihren Ruheplatz in den Bäumen gesucht hatten, flatterten aufgescheucht mit schwerem Flügel-

schlag empor und stießen ein banges Angstgeschrei aus. Der Graf hatte eigentlich auf das Roß gezielt, um dieses wo möglich zum Fall zu bringen, und sich dann des Reiters unbeschädigt zu bemächtigen. In dem Augenblick aber, als sein Schuß fiel, strauchelte das ermüdete Thier vorn nieder, und so traf die Kugel den Reiter in die linke Achsel. Mit einem tiefen Schmerzensschrei stürzte Louise aus dem Sattel, und zugleich fiel auch der treue Hengst, dessen letzte Kraft jetzt gänzlich gebrochen war, zu Boden. In dem ersten Augenblick, als er den Reiter fallen sah, freute sich der Graf Strozzi seines sichern Schusses, denn er hoffte jetzt den Flüchtling endlich in seine Gewalt zu bekommen. Und doch erfaßte ihn plötzlich wieder eine Furcht, daß seine Kugel vielleicht eine falsche Person getroffen haben möchte, denn trotz der schon tiefen Dämmerung, die hier am Walde herrschte, erschien ihm der Körper des fallenden Reiters ungleich kleiner und leichter, als die riesige Gestalt des alten Ritters. Schnell sprang er aus dem Sattel und eilte zu dem regungslos am Boden liegenden Opfer seines Schusses. Sogleich entdeckte er, daß es nicht der Ritter war, als er an die leise stöhnende Gestalt, die mit dem Gesichte auf dem Boden lag, herantrat. Behutsam

drehte er sie um, und nahm den tief auf die Stirn gedrückten Hut ab, um, so weit es die Dunkelheit gestattete, das Gesicht des Verwundeten, der noch einige schwache Lebenszeichen von sich gab, zu erkennen. Ein jäher Schreck durchbebte ihn, und kaum vermochte er den emporgehobenen Kopf der Liegenden noch in seiner Hand zu erhalten, da er alsbald Louise erkannte. So hatte denn seine eigene Kugel das Leben eines jungen Mädchens gefährdet, ja vielleicht sogar getödtet, auf welche er selbst so manche egoistische Hoffnungen gesetzt, was ihm von dem ersten Augenblick an, da er sie gesehen, ein außergewöhnliches Interesse eingeflößt hatte. Eine tiefe Reue über seine That, wie er solche in seinem bisherigen Leben noch niemals gefühlt hatte, durchzuckte jetzt das Herz des jungen Kriegers, und gar Vieles hätte er darum gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, das Geschehene ungeschehen zu machen.

Jetzt langten auch seine meisten Reiter, so schnell ihre Pferde sie getragen hatten, nach und nach bei ihrem Führer an. Sollte das nur schwach athmende Leben des jungen Mädchens vielleicht noch gerettet werden können, so war es vor Allem nöthig, sie eiligst in das Herrenhaus nach Alt-Rechow zurückzutragen, und dann nach Hülfe zum

nächsten Arzt zu senden; dies erkannte Graf Strozzi sogleich. Mit hastigen Worten trieb er seine Soldaten an, einige junge Baumstämme mit ihren scharfen Pallaschen abzuhauen und eine Tragbahre daraus zu machen, während er selbst bei dem Schein eines Windlichtes, welches ein Reiter bei sich führte, die Wunde untersuchte und dann seine schnell abgerissene Feldbinde fest darüber band, um so die heftige Blutung etwas zu verhindern. Der Schmerz, den ihr dies verursachte, weckte Louise auf kurze Augenblicke aus der schweren Betäubung, in der sie bisher gelegen hatte. Der erste Blick ihres Auges traf den Mann, der bisher schon so stürmische, aber zugleich auch verschiedene Gefühle in ihrer Brust erweckt, und dessen Hand ihr jetzt diese tiefe Wunde geschlagen hatte, wie er über sie gebeugt war, während ihr Kopf auf seinem Knie ruhte. Ein jäher Angstschrei fuhr aus ihrem Munde, und sie versuchte vergeblich sich aus seinen Händen loszureißen, dann sank sie kraftlos wieder zurück. „Um aller Heiligen willen, Fräulein, beruhigt Euch, jede ungestüme Bewegung kann Euer Leben bedrohen. Die Kugel hat keine edlen Theile verletzt, so weit ich dies jetzt beurtheilen kann. Es war ein furchtbares Mißgeschick, was mich den Schuß auf Euch abfeuern ließ,"

rief der Graf mit seiner wohllautenden italienischen Stimme, der man jetzt aber gar merklich anhören konnte, welche Sorge ihn erfüllte. Diese Worte waren das Letzte, was Louise vernahm, dann fiel sie abermals in ihre tiefe Betäubung zurück. Die Bahre war inzwischen fertig und durch die darüber gebreiteten Mäntel der Reiter möglichst weich und bequem geworden. Mit ängstlicher Sorgfalt wachte der Graf darüber, daß die Verwundete jetzt auf diese Bahre gelegt und dann von einigen Soldaten möglichst sanft fortgetragen wurde. Es war ein eigenthümlicher Zug, der sich jetzt in der inzwischen eingetretenen tiefen Dunkelheit langsamen Schrittes aus dem Walde nach dem Hofe von Alt-Rechow fortbewegte. Um die Unebenheiten des quer durch Feld und Busch führenden Weges besser zu bemerken, und so die Verwundete vor schmerzhaften Erschütterungen schützen zu können, mußten einige Reiter mit brennenden Reisigbündeln, die man schnell angefertigt hatte, vorangehen. Das rothe, hin und her flackernde Licht dieser Flammen, aus welchen ein heftiger Sturmwind, der sich inzwischen erhoben hatte, oft helle Funken in hoch sprühenden Garben hinaustrieb, warf seinen grellen Schein auf die wildbärtigen Reiter mit ihren blitzenden Stahlharnischen und

Pickelhauben und ihrer bunten, phantastischen Tracht, welche die Bahre trugen. Von dem weißen Reitermantel des Grafen umhüllt, ruhte die schlanke Gestalt der Verwundeten auf dem grünen Tannengezweig der Bahre. Ihr langes blondes Haar hatte sich aufgelöst und breitete sich gleich einem feinen Netz von zarten goldenen Fäden über dem edelgeformten Gesicht aus, dem selbst die jetzt geschlossenen Augen und die geisterhafte Blässe die frühere Schönheit nicht rauben konnten. Neben der Bahre schritt der Graf Strozzi. Unverrückt weilte sein Auge auf der Ruhenden, mit der ängstlichsten Sorgfalt bewachte er ihren Transport, und ermahnte bald mit sanften Bitten, wie er solche früher niemals gekannt, bald wieder mit altgewohnten heftigen Flüchen und wilden Drohungen die Träger, sich vor jedem Fehltritt zu hüten, damit die Verwundete nicht dadurch erschüttert werden möge. Der Theil der übrigen Reiter, welche die Pferde Aller an der Hand nachführten, schloß den Zug. Als dieser den Saum des Waldes verließ, scholl ein dumpfes, eigenthümlich klagendes langes Geseufze durch dessen Stille. Es war das letzte Todesgeröchel vom sterbenden Rosse des alten Rechow. Das edle Thier hatte seinem Herrn

bis zum letzten Hauch des Lebens gedient, und seine Kraft ihm die Freiheit gerettet.

Es dauerte lange, bis der Zug mit dem verwundeten Edelfräulein auf dem Hofe zu Alt-Rechow anlangte. Ein vorausgeschickter Reiter hatte dort schon Alles gemeldet, und auch ein Eilbote war bereits nach Ribnitz, als dem nächsten Städtchen abgeschickt worden, um den dortigen Rathswundarzt zu holen. Die Aufregung, welche die Nachricht, daß das wilde Fräulein durch eine Kugel schwer getroffen sei, im Dorfe wie auch auf dem Hofe hervorgerufen hatte, war sehr groß. Vor allen Thüren der Kathen und Ställe standen die Weiber und Kinder mit lautem Klagegeschrei, die Tagelöhner und Knechte aber mit trotzigen Mienen und finsterm Grimm, der sich oft in den heftigsten Flüchen und Drohungen in der plattdeutschen Mundart Luft machte. Die Abtheilung der Friedländischen Reiter, welche auf dem Hofe detachirt war, hatte sich bewaffnet aufgestellt und ihre Feuerröhre gegen die Dorfbewohner gerichtet, um so diese zu zwingen, sich etwaiger Thätlichkeiten zu enthalten. Und doch fehlte es Letzteren nur an einem entschlossenen Anführer, um sich mit allen Waffen, die sie eben zur Hand hatten, mit ungestümer Wuth auf die Kriegsknechte loszustürzen,

solch' heftiger Zorn erfüllte alle über den Frevel, der gegen ihren Liebling verübt war. Die noch immer bewußtlose Louise ward jetzt unter der alten, bewährten Wirthschafterin Sorge, die zwar mit lautem Gejammer der Bahre entgegenstürzte, bald aber ihre ruhige Fassung wieder gewann, in ihr Kämmerlein getragen. Gern hätte der Graf auch hier noch an dem Lager des Mädchens gewacht, aber mit rauhen Worten verwehrte die treue Wirthschafterin ihm den Eintritt, und erklärte, sie lasse sich lieber von ihm in Stücke zerhacken, bevor sie dulde, daß ein Unberufener die Schwelle dieses Gemaches überschreite. Mit quälender Langsamkeit vergingen ihm die Stunden der Nacht, bis gegen Morgen der aus Nibnitz herbeigeholte Rathsbader endlich anlangte. Ein neues, bisher ihm noch ziemlich fremdes Gefühl, das der wahren aufrichtigen Liebe für ein Mädchen, war jetzt plötzlich in der Brust des jungen ehrgeizigen italienischen Officiers erwacht. Bisher hatte er dieses mecklenburgische Edelfräulein nur schön und durch ihre eigenthümlich fremdartige Weise ihn interessirend gefunden, und die Gefühle, welche er für sie hegte, waren ziemlich frivoler und dabei auch egoistischer Art gewesen; von dem Augenblick an aber, als er sie in ihrem Blute schwimmend auf dem dunkeln

Boden des Waldes liegend erblickte, liebte er sie mit der vollen Leidenschaft seines ungestümen Herzens. Und nun ruhte sie von seiner eigenen Hand getroffen, auf schwerem Krankenlager, und nur zu leicht war es möglich, daß er sich für sein ganzes ferneres Leben hin als ihren Mörder selbst anklagen mußte. Es waren furchtbar schwere Stunden, welche der Graf Strozzi in dieser Nacht auf dem Hofe zu Alt-Rechow durchlebte, und gar manche böse Schuld seines bisherigen Lebens erhielt dadurch ihre volle Sühne. Mit einer bangen Furcht, wie er sie kaum gefühlt haben würde, wenn ihn sein Schicksal in den nächsten Stunden schon auf das Schaffot geführt hätte, erwartete er den Ausspruch des alten erfahrenen Chirurgen über den Zustand der Wunde des Fräuleins. Zu seiner unbeschreiblichen Freude lautete solcher ungleich günstiger, als der Graf dies selbst vermuthet hatte. Die Kugel hatte die linke Seite unter der Achsel nur stark im Fleische gestreift, und wenn auch der Blutverlust ein sehr bedeutender war, so konnte bei der gesunden kräftigen Natur der Verwundeten kaum die mindeste Gefahr befürchtet werden. „Hält das gnädige Fräulein sich nur vernünftig, so setze ich mein graues Haar zum Pfand, daß sie spätestens

in sechs Wochen wieder ihr Pferd eben so wie früher tummeln kann," sagte der Wundarzt zu dem ängstlich jedes Wort von ihm erlauschenden Officier. Eine volle Goldbörse fiel als Belohnung für diese Antwort in die Hand des erstaunten Chirurgen. „Hm, hm, solche freigebige Officiere lobe ich mir, und wenn die Herren nur stets die Wunden, welche sie geschlagen haben, auf diese Weise zahlen wollen, können wir Aerzte schon für deren Heilung besorgt sein. Da hätten sich viele Dutzende unserer Baiernknechte hier ihre dicken Schädel fast einschlagen können, und deren Heilung hätte mir nicht halb so viel eingetragen, als dieser kleine Riß in die Brust des wilden Fräuleins, der ganz gut dazu ist, ihr das allzu heiße Blut etwas abzuzapfen," schmunzelte der alte Chirurgus sehr vergnüglich über diese reiche Belohnung für sich hin, und versprach dem Graf Strozzi ganz bestimmt, jeden Tag von Ribnitz nach Alt-Rechow zu kommen, und es an der größten Sorgfalt bei der Behandlung des Fräuleins nicht fehlen zu lassen. —

Während nun seine Tochter sich muthig für seine Rettung opferte, und blutend zu Boden stürzte, hatte der Reochwer selbst ebenfalls mit nicht geringen Gefahren zu kämpfen. Als er

auf dem Roß des Fräuleins dem Walde zusprengte, folgte ein Theil der nachsetzenden Friedländischen Soldaten, die ihrer langsameren Pferde wegen mehr hinter ihrem Anführer zurückgeblieben waren, auf seiner Spur. Es kam einem alten erfahrenen Wachtmeister verdächtig vor, daß dieser Reiter, dessen Umrisse sie in der Abenddämmerung noch ziemlich deutlich erkennen konnten, mit so hastiger Eile dem Walde zustrebte, und er beschloß, mit seiner Mannschaft ihn weiter zu verfolgen. Zu letzterer gehörte auch der uns bekannte rothe Jobst, und als der Rechower, dessen für sein Gewicht zu schwaches Roß ihn in dem durchweichten Boden auf die Länge nicht mit gleicher Schnelligkeit fortzutragen vermochte, auf der Kuppe eines kleinen Hügels einen Augenblick anhielt, um das ermüdete Thier etwas verschnaufen zu lassen, erkannte dessen scharfer Blick seine riesige Gestalt.

„Dies hier ist der Ritter von Rechow, ich kenne ihn zu genau, um mich zu irren," rief Jobst in freudigem Tone seinen Gefährten zu. Die Begierde, den so lange verfolgten Flüchtling endlich zu fangen, ließ die Soldaten ihre ermüdeten Rosse auf das äußerste anspornen, so daß der Raum, der sie von dem Ritter trennte, immer geringer und geringer wurde. Jetzt hatte Letzte-

rer jedoch ebenfalls den Wald erreicht, und sprang schnell von dem Pferde herab, welches unter seiner schweren Last fast zusammenzubrechen drohte, um zu Fuß weiter zu fliehen. Seinem Beispiel folgten die Soldaten, von denen mehrere jetzt ebenfalls in das Dickicht des Forstes zu Fuß eindrangen, um die Verfolgung des Ritters mit rastlosem Eifer fortzusetzen. An ihrer Spitze war der rothe Jobst, der früher, als er bei dem Ritter von Buggenhagen diente, wiederholt diesen bei seinen Jagdausflügen in den Wald begleitet hatte, und so einigermaßen darin Bescheid wußte. Um eilenden Fußes durch ein dicht verwachsenes Gehölz in nächtlicher Dunkelheit zu fliehen, war die riesige Statur des alten Rechowers nicht sonderlich geeignet. Sein hoher Wuchs konnte nicht behende unter den tief am Boden niederhängenden Aesten der hohen Buchen durchkriechen, sein schwerer Fuß zertrat krachend die dürren Reiser, so daß trotz der Finsterniß seine Spur leicht verfolgt werden konnte. Dazu war er an einen eiligen Lauf zu Fuß nicht gewöhnt, und er fühlte bald, wie sein Athem kürzer und seine Kraft schwindender ward. Zwar eilte er in geradester Richtung der Wohnung seines alten Jagdvogts Klas zu, bei dem er am sichersten Hülfe jetzt

finden konnte, allein immer mehr schwand bei ihm die Hoffnung, daß es ihm jetzt gelingen werde, solche zu erreichen. Näher und näher drang der Kreis seiner Verfolger zu ihm heran, immer lauter tönte ihr Zuruf „Ho ho, hier Friedland," womit die Einzelnen sich an einander zu halten suchten, in sein Ohr. Besonders der rothe Jobst mit seinem Ruf aus der stets heisern Branntweinskehle, nebst noch drei anderen Kameraden war schon ganz in seiner Nähe. In diesem gefährlichen Augenblicke wollte das Unglück auch, daß der Rechower, als er mit Aufbietung aller seiner letzten Kräfte über einen breiten Sumpfgraben im Walde sprang, sein Schwert verlor. Der Hängeriemen der Scheide hakte beim Schwunge hinter einem Baumast und zerriß, und die Klinge flog heraus und fiel in das Wasser des Grabens, wo der Ritter sie in der Dunkelheit nicht so schnell, als dies nöthig war, wiederzufinden vermochte. So war er denn jetzt auch waffenlos seinen Verfolgern preisgegeben. Eine grimmige Verzweiflung packte ihn bei dem Gedanken, daß er nun zuletzt noch, so nahe dem Ziele, in die Gewalt der gehaßten Feinde fallen, und von ihnen im höhnenden Triumph über die mißlungene Flucht wieder nach Güstrow in seinen Kerker zurückge-

bracht werden sollte. Doch er konnte jetzt nicht weiter, die Brust wollte ihm zerspringen; er fühlte, daß er in wenigen Secunden ferneren Laufes bewußtlos zu Boden stürzen würde. Wie der stolze Edelhirsch, der König des Waldes, wenn er in der wilden Hetzjagd von der grimmigen Meute der Hunde bis zur tödtlichen Erschöpfung müde gejagt ist, in dem letzten Augenblicke sich selbst zum Verzweiflungskampf stellt, und mit dem mächtigen Geweih entschlossen auf seine Feinde losdringt, um noch einige derselben im blutigen Kampfe zu vernichten, bevor er selbst, von deren wuthgeifernden Bissen zerrissen, sein Leben aushaucht, so machte es auch jetzt der Ritter von Rechow. Er stellte sich mit dem Rücken an den Stamm einer ihm wohl bekannten mächtigen Eiche, unter deren dichten Laubkrone er früher schon manches frohe Jagdmahl eingenommen hatte, packte die lange schwere Scheide seines Pallasches, die jetzt seine einzige Waffe bildete, in der Rechten, und war nun fest entschlossen, bis zum letzten Hauch muthig zu kämpfen, und lieber todt als lebendig in die Gewalt seiner Feinde zu fallen. Auf dem kurzen Hifthorn, welches an seiner Seite hing, stieß er dabei wiederholt die lauten Hülfssignale aus, welche dem alten Jagdvogt bekannt waren,

ohne daß er sich eigentlich sonderlichen Nutzen hievon versprach. Der inzwischen aufgegangene Mond, dessen bleiches Licht verstohlen durch die noch laubloſen Zweige der mächtigen Waldbäume blickte, vielverschlungene Figuren in hellen Arabesken auf dem dunkeln Boden zeichnend, sollte bald einen wilden Verzweiflungskampf, der sich jetzt hier entspann, beleuchten.

Die vordersten Soldaten, unter ihnen der rothe Jobst, hatten bald den Standort des Ritters entdeckt, und stürzten mit frohem Siegesgeheul auf ihn zu.

„Hoho, Herr Ritter, haben wir Euch endlich erjagt; Ihr habt uns einen langen Ritt bereitet, und wir werden jetzt schon dafür Sorge tragen, daß Ihr uns nicht abermals entwischt," rief mit frechem Spott der rothe Jobst, und wollte schon auf den Alten zustürzen. Aber ein lautes „Halt, Du Schuft, oder ich zerschmettere Dir den Schädel," und die blitzende Säbelscheide, welche der Alte drohend um sich schwang, lähmte plötzlich seinen Lauf.

„Nehmt Vernunft an, Herr Ritter und ergebt Euch gutwillig, daß wir nicht nöthig haben, Gewalt gegen Euch anzuwenden. Es ist uns der Befehl geworden, Euch lebendig oder todt nach

Güstrow zurückzubringen, und wir müssen dies befolgen." — „Ihr seht ein, daß jeder fernere Widerstand doch nur nutzlos ist," rief jetzt ein anderer Soldat.

„So lange ich noch Kraft habe, Euch die Schädel einzuschlagen, ergebe ich mich nicht," antwortete der Rechower, dabei seine Waffe fest fassend.

„Was wollen wir mit dem alten Narren weiter viel Umstände machen. Kommt, Kameraden, darauf los, und laßt uns ihn binden wie eine fette Sau, die der Metzger zu Markte führt," rief der rothe Jobst, und stürzte nun mit den Anderen in vereintem Anlauf auf den Alten zu. Zwar schmetterte seine schwere Säbelscheide mit mächtigem Hieb noch auf den Kopf eines der Soldaten, traf aber nur dessen eiserne Pickelhaube, und konnte somit ihm nicht allzu großen Schaden zufügen. An Armen, Beinen und um die Brust packten jetzt die Soldaten den verzweifelt ringenden Ritter. Mit seiner riesigen Kraft schüttelte er zwar wiederholt noch einzelne der Gegner ab, und seine mächtige Faust theilte laut dröhnende Schläge aus, allein da Brust und Kopf der Angreifer durch den Küraß und die Stahlhaube geschützt waren, so schadeten diese Schläge ihnen nicht viel. So schien es, daß der Rechower trotz seiner verzweifelten Gegenwehr

zuletzt doch unterliegen müsse, und als einer der Soldaten eine Schlinge ihm um den Hals warf und solche anzuziehen anfing, war der Augenblick, da er sich gefesselt ohne jegliche Macht des Widerstandes in den Händen seiner Feinde befand, schon gekommen. Doch jetzt, wo die Gefahr am größten, war die Hülfe auch am nächsten. Ein heiser röchelnder Ruf, der mehr Aehnlichkeit mit dem Geheul eines Hundes als dem Ton einer menschlichen Stimme besaß, ließ sich aus den nächsten Büschen vernehmen; dann theilten sich diese, und eine graue Gestalt, bei der man in dem fahlen Lichte des Mondes nicht gleich erkennen konnte, ob sie einem Menschen oder einem großen Raubthiere angehöre, stürzte mit wildem Geheul auf den rothen Jobst, der die Schlinge zuziehen wollte, los, krallte mit eisernem Griff seine Arme um dessen Hals, preßte seine Kehle zusammen, und warf ihn dann zu Boden, ihn dort erwürgend. Es war der große stumme Junge des Jagdvogts, der mit seiner vielgeübten Gewandtheit im Durchkriechen der Büsche selbst den Hunden voranzueilen vermochte. Mit wüthendem Geheul brachen jetzt auch die fünf bis sechs Wolfshunde hervor und sprangen auf die erschrockenen Reiter los. Zwar suchten sich diese gegen die grimmigen An-

griffe der großen Thiere möglichst zu vertheidigen, und hie und da traf auch ein scharfer Schwerthieb einen Hund, daß er blutend zurückflog, allein im Ganzen wurden sie doch von diesen sehr in die Enge getrieben. Der Rechower hatte kaum diese plötzliche Hülfe bemerkt und seine Glieder frei gefühlt, als er mit schneller Geistesgegenwart den Pallasch des am Boden liegenden Jobst ergriff und nun ebenfalls auf seine Feinde losstürmte. Jetzt kam auch der alte Jagdvogt, der nicht so schnell wie der Junge und die Hunde durch das dicke Buschwerk hatte dringen können, mit hochgeschwungenem Waidmesser auf der Kampfstätte an. Seine Erscheinung vollendete bald die vollständige Niederlage der Friedländischen Kriegsknechte. Einige von ihnen lagen am Boden, von den Bissen der grimmigen Hunde, die auch nicht die mindesten Bewegungen der Liegenden duldeten, bedroht; die anderen drängten sich scheu auf einen Haufen zusammen, und flehten demüthig um Gnade. Neben dem schwer röchelnden Jobst kauerte der stumme Junge, und lachte vergnüglich über sein Werk.

„Hier ging's bös zu, Alter, ein Glück für mich, daß der Junge mit den Hunden noch zur rechten Zeit kam, sonst wäre ich schon als ein

besiegter Gefangener in der Gewalt dieser Schufte," rief der Rechower dem treuen Jagdvogt zu. „Doch komm, laß uns eilen, alle diese Kerle zu binden und unschädlich zu machen, und dann rasch weiter, es sind noch viele Soldaten auf meiner Verfolgung begriffen. Mit großer Gewandtheit schnürte der Jagdvogt jetzt allen Soldaten die Hände und Füße fest zusammen, und steckte ihnen dann einen gehörigen Knebel in den Mund, so daß sie hülflos wie ein neugeborenes Kind am Boden liegen bleiben mußten. Zwar versuchte noch hie und da einer oder der andere gegen eine solche Behandlung Widerstand zu leisten, allein ihr Bezwinger brauchte nur ein paar der Wolfshunde auf ihn zu hetzen, und er bat alsbald kläglich um Gnade. Es dauerte nur kurze Zeit, so lagen alle gebunden neben einander, während der Ritter inzwischen die Klingen ihrer Pallasche an einem Baumstamm abgeschlagen und die Hähne an den Fauströhren, welche einige der Reiter im Gürtel mit sich führten, zerbrochen hatte.

Doch die Zurufe anderer Abtheilungen Friedländischer Soldaten, welche jetzt von allen Seiten ebenfalls in den Forst eindrangen, wurden schon in so großer Nähe hörbar, daß die dringendste Eile geboten war.

„Jetzt fort, Herr Ritter, durch den Bruch, in dem uns in dieser Nacht keines Menschen Sohn verfolgen kann, nach des Fischers Hennings Hütte," mahnte der Jagdvogt. Zwar war der Rechower noch sehr ermüdet, allein er fühlte zu sehr die Nothwendigkeit der eiligen Flucht, um nicht von Neuem seine letzte Kraft anzustrengen. Auch suchte der alte Klas, der trotz seines hohen Alters nicht viel geringere Muskelkraft als sein Herr selbst besaß, ihn nach Möglichkeit dabei zu unterstützen. So ging es denn unaufhaltsam durch Busch und Sumpf und das dickste Gehölz des Forstes fort, dem großen Bruche zu. Bei dem trügerischen Lichte des Mondes war die Betretung dieses Bruches zwar eine sehr gefährliche Sache, und konnte nur von einem Manne, der jeden Tritt darin so genau kannte, als dies bei dem alten Jagdvogt der Fall war, unternommen werden, allein es blieb kein anderes Mittel zur Rettung übrig.

„Folgt mir genau, Herr Ritter, und tretet stets sorgsam in meine Fußstapfen, oder Ihr seid verloren; denn seit gestern hat es stark geregnet, und der Bach steht unter Wasser," rief Klas seinem Herrn noch zu, bevor sie den Sumpf betraten. In der That war dessen Passage jetzt

noch ungleich schwieriger und gefährlicher, als früher am Tage; das bemerkte der Rechower bald. Das braune Sumpfwasser bedeckte die ganze Fläche, so daß sie im Mondlichte einem großen See glich, und nur hie und da ragten einzelne höhere, dunkle Stellen daraus hervor. Mit einer langen Stange, die er sich mit schnellem Hieb vom nächsten Baume abgehauen hatte, prüfte der Jäger vorsichtig den Grund, bevor er seinen Fuß darauf setzte. Oft mußte er hierbei bis über die Kniee im Wasser waten, fiel auch mitunter bis zur Mitte des Leibes in den Sumpf, so daß er sich nur mühsam wieder aus dessen gefährlicher Umschlingung herauszuarbeiten vermochte, oder er mußte einen weiten Satz von einer festen Bülte zur andern, zwischen welchen dann tiefe Löcher waren, wagen. Hatte er auf diese Weise eine kleine Strecke zurückgelegt, so mußte der Ritter ihm dann nachfolgen, wobei Letzterer nur zu oft tief in den Morast fiel, und nur mühsam wieder herausgezogen werden konnte. Es war nicht allein ein entsetzlich beschwerlicher, sondern selbst lebensgefährlicher Weg, den die beiden Männer jetzt zurücklegten, und ohne seines treuen Dieners muthige Aufopferung wäre der Ritter entschieden dabei verunglückt.

Den stummen Jungen mit den Hunden hatte

der Jagdvogt am Rande des Sumpfes schon zurückgelassen und ihm die Weisung ertheilt, an verschiedenen Stellen des Forstes mit den Thieren möglichst viel Lärm zu machen, um so die Reihen der verfolgenden Soldaten zu zertheilen und auf falsche Fährte zu bringen.

Wohl an zwei Stunden waren sie bereits im Sumpfe gewatet, und selbst die eiserne Natur des Rechowers drohte unter der furchtbaren Anstrengung dieses Tages endlich zusammenzubrechen, als sie dessen Rand erreichten. Vor ihnen lag das Meer, dessen Wellen, von starkem Nordoststurm gepeitscht, gar gewaltig an das Ufer brausten.

In der einsamen Hütte des alten Fischers Hennings herrschte die tiefste Ruhe, und von der schweren Arbeit des Tages ermüdet schliefen alle Bewohner auf ihren ärmlichen Lagern einen süßeren Schlaf, als ihn der Reiche gar häufig auf seinem weichen Bette von Eiderdunen findet. Mit kräftiger Faust wußte der alte Klas aber den Fischer schnell zu erwecken. Gar verwundert schaute der seinen Herrn an, daß dieser in so später Nachtstunde zu ihm in seine Hütte kam; doch mit kurzen Worten erklärte ihm Letzterer den Zweck seines Besuches. Kopfschüttelnd trat der greise Fischer vor die Thür, um einen langen prüfenden Blick auf die tobende

See zu werfen, deren in weißen Schaum aufgelöste Wogen im Mondlicht fast silberartig glitzerten. „Es geht nicht, Herr Ritter; bei dem Sturme kann ich mit dem offenen Boote die See nicht halten," sprach er mit festem Tone in der allein ihm gebräuchlichen plattdeutschen Mundart zu seinem Gutsherrn.

„Es muß gehen, Hennings, es muß gehen! Längstens in einer Stunde wird Friedländisches Kriegsvolk hier sein, um mich in harte Gefangenschaft abzuführen. Der ganze Wald wimmelt von den Soldaten, der Paß nach Damgarten ist besetzt; es giebt für mich keinen andern Weg nach Stralsund, wo ich allein Rettung finden kann, als im Boote zur See," antwortete der Rechower, der sich inzwischen im Zustande der äußersten Erschöpfung auf einen von Weiden geflochtenen Stuhl, der freilich unter seinem Gewichte gar gewaltig krachte, niedergelassen hatte. Die ebenfalls vom Lager aufgescheuchte Fischersfrau brachte inzwischen schlechten Fuselbranntwein, schwarzes grobes Roggenbrot und geräucherte Fische, denn andere Nahrungsmittel enthielt die Hütte nicht, herbeigeschleppt. Mit einem wahren Heißhunger verzehrte der Rechower diese groben, aber kräftigen Speisen. Ganze Haufen von gedörrten Fischen verschwanden

unter seinen scharfen Zähnen, und die langen Züge, die er aus der Branntweinflasche that, wollten gar nicht enden. Man konnte es ihm förmlich ansehen, daß frische Lebensgeister hierdurch in ihn zurückkehrten und sein erschöpfter Körper neue Kraft gewann.

Der Fischer war inzwischen nochmals vor die Hütte getreten und hatte einen langen prüfenden Blick auf das wild tobende Meer geworfen.

„Wenn Ihr fahren müßt, Herr Ritter, so will ich Euch fahren, denn es soll nicht heißen, daß ein mecklenburgischer Dienstmann seinen Dienstherrn, von dem er bisher nur Gutes erhalten hat, in den Stunden der Gefahr im Stiche läßt. Ich sage Euch aber nochmals, es wird eine Fahrt auf Leben und Tod, und wenn wir bei dem Sturme wirklich glücklich um den Dars herumkommen, können wir Gott nicht genug danken," sprach er dann fest, und aus den verwitterten Zügen des alten Mannes mit seiner schlechten geflickten Leinwandjacke leuchtete ein Muth und eine Aufopferungskraft, wie solche der gepriesenste Held in der Schlacht nicht größer zeigen kann. „Es ist nur schade, daß ich allein bin, denn Ihr selbst, Herr Ritter, versteht mit Ruder und Segel nicht gut umzugehen, und hier der Klas ist zwar ein

ſtarker, aber doch kein ſeebefahrener Mann," ſetzte er dann hinzu.

„Der Klas wird ſo nicht mit nach Stralſund wollen, der findet im Forſte wohl einen Verſteck, und es iſt beſſer, wenn ich einen zuverläſſigen Mann, der auch nach dem Hofe Botſchaft bringen kann, hier zurücklaſſe," entgegnete der Gutsherr. „Was meinſt Du, Alter, kannſt Du Dich im Walde wohl verſteckt halten, daß die Friedländiſchen Dich nicht finden?" fragte er den Jagdvogt.

„Habt für mich nur keine Sorge; hier im Walde iſt mein Platz, auf dem Waſſer tauge ich in ſolcher Nacht ohnehin nicht viel. Ich will mich ſchon verſteckt halten, daß ſelbſt der Friedländer in höchſt eigener Perſon mich nicht finden würde, und wenn er auch ganze Wochen nach mir ſuchen ſollte," meinte ſchmunzelnd der Angeredete.

„Vater, laß mich mitfahren; Du weißt, ich kann ſchon das Ruder feſt führen und das Segel aufſtecken," rief jetzt ein Sohn des Fiſchers, ein Junge, von Geſundheit und Kraft ſtrotzend, der, nur mit geflickter Leinwandhoſe und grobem Hemde bekleidet, bisher aufmerkſam dem Geſpräch zugehört hatte, indem er ſich näher herandrängte.

„Recht ſo, Hinrich, Du biſt ein braver Junge, und ſollſt mit in das Boot," antwortete der Re-

chower, über diesen Muth des Jungen erfreut, ihm mit der Hand über seinen blonden Strobelkopf streichelnd.

„Hurrah, Herr Ritter, ich bringe Euch schon sicher nach Stralsund, verlaßt Euch nur auf mich!" rief der Junge laut aus, und lief trotz seiner leichten Bekleidung jauchzend in die Sturmesnacht hinaus, um nach dem Boote zu sehen.

„Und jetzt, Hennings, verspreche ich Dir auf mein Ritterwort, daß Du die Hütte und das Land als freies Eigenthum für Dich und Deine Familie auf ewige Zeiten behalten sollst, wenn Du mich glücklich nach Stralsund bringst. Sollten wir aber auf der Fahrt verunglücken, so wird hier Klas meiner Tochter dies mein Versprechen mittheilen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß auch sie es getreulich erfüllt," sprach der Rechower.

„Nehmt meinen Dank, Herr Ritter, und seid versichert, daß, was ein Mensch nur machen kann, von mir jetzt geschehen soll," entgegnete der Fischer, und traf dann eilig die Zurüstungen für die Fahrt. Der Ritter gab indeß an den Jagdvogt einige nähere Anweisungen und befahl ihm, später auch bestimmte Geldsummen aus der verborgenen Schatzkammer in der hohlen Eiche zu entnehmen, und bei ruhigem Wetter dann durch sichere Leute see-

wärts nach Stralsund zu befördern. Das Boot war inzwischen fertig geworden, der Fischer und sein Sohn hatten sich mit hohen Wasserstiefeln, Hüten und ihren groben langen Wollenjacken ausgerüstet; auch ein Vorrath von Brot, geräucherten Fischen, Branntwein und ein Fäßlein süßes Trinkwasser waren von der Fischersfrau in das Fahrzeug gebracht worden, und so konnte denn die gefahrvolle Fahrt angetreten werden.

Bevor er in das schwankende Fahrzeug einstieg, nahm der alte Ritter seinen Hut von dem grauen Haupte und betete mit lauter Stimme: „Herr mein Gott, ohne dessen allmächtigen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt, verleihe mir und den braven Leuten, die sich jetzt hier für meine Rettung aufopfern wollen, Deinen gnädigen Schutz bei dieser Reise. Kein frevelhafter Uebermuth treibt mich jetzt auf das Meer, und ich will nur erfüllen, was meine Ehre mir gebietet, und Alles für die Rettung meines Vaterlandes aufopfern; so flehe ich Dich denn an, Du wolleſt mir und den Meinen dabei gnädig sein.“ Und mit einem lauten Amen fiel der alte Klas zum Schluß mit ein. „Und so lebe wohl, Alter, vielleicht daß wir uns niemals wiedersehen,“ sprach er dann mit einer Weichheit des Gefühls, die ihm sonst gerade nicht

eigen zu sein pflegte, dem Jagdvogt die Hand schüttelnd.

Es war gerade in dem Augenblicke, als in seinem Hause zu Alt-Rechow der Graf Strozzi sich über die blutende Louise gebeugt hatte, ängstlich deren Leben bewachend, als der Rechower jetzt den Boden seiner Väter, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, als ein vertriebener Flüchtling verlassen mußte.

Laut heulte der Sturm, dumpf rollte das Meer, und in zischendem und brausendem Schlage brandeten die Wogen an den Strand, als das kleine schwankende Fahrzeug mit den zwei muthigen Männern und dem nicht minder beherzten Knaben in diese wilde Wasserwüste hinaustrieb. Ein Segel zu führen, war unmöglich, und die schweren langen Schlagruder, die Vater und Sohn mit seltener Kraft zu handhaben verstanden, mußten allein dem Boote seine Fahrt geben. Eine düstere Wolke, die den Mond umzog, verbarg das Fahrzeug bald den Blicken der am Ufer Stehenden, die es so lange als möglich mit ihren scharfen Augen verfolgt hatten.

„Gott schütze meinen edlen Herrn, und gebe ihm eine glückliche Ankunft in Stralsund," sprach der

greiſe Jagdvogt; „Gott ſchütze mir Mann und Sohn und führe ſie wieder zu mir zurück,“ wiederholte die Fiſchersfrau, als Beide ſich wieder zur Hütte begaben.

2.
Die Belagerung von Stralsund.

Gar häufige Volksversammlungen hatten in den letzten Monaten zwar schon in der Stadt Stralsund stattgefunden und manch kräftiges Wort, dem eine wackere That auch alsbald nachfolgte, war von vielen tüchtigen Bürgern daselbst gesprochen worden, allein eine solche allgemeine und tiefe Aufregung, wie am 4. Februar dieses Jahres dort herrschte, hatte man noch niemals gesehen. Zwar war das Wetter so rauh und unfreundlich, wie solches an einem recht unwirschen Februartag nur an der deutschen Ostseeküste herrschen kann, und Schneegestöber, Hagelschauer und der schneidend kalte Nordostwind, der von Finnland her über das Meer brauste, vereinigten sich, den Aufenthalt im warmen Zimmer höchst erfreulich,

den im Freien dagegen möglichst unerwünscht zu machen. Trotz aller dieser Unbilden der Witterung waren aber die Hauptstraßen und Plätze, und selbst der Marktplatz der alten Stadt schon vom Morgen an mit einer unruhig wogenden Volksmenge dicht angefüllt. Wie die Bürger und fleißigen Arbeiter eben aus ihren Werkstätten kamen, waren sie ohne Weiteres auf die Straße geeilt, ohne sich erst die nöthige Zeit zum Wechseln ihrer Kleidung zu lassen. Da waren die kräftigen Rothgerber mit ihren schweren Lederschürzen bis hoch vor die Brust, an den Füßen lange Wasserstiefel, mit denen sie die Felle in die Einweichgruben stampften, die schon in weiten Kreisen um sich her einen sehr bemerklichen Lohgeruch verbreiteten, die Blau- und Rothfärber mit den muskulösen Armen und Fäusten, die ganz die Farbe der Farbekufen, in denen sie zuletzt gearbeitet hatten, an sich trugen, die Schlächter mit ihren blutbespritzten Schürzen, oft noch das scharfe Schlachtmesser oder die wuchtige Axt, mit der sie so eben das zuckende Thier getödtet hatten, in der Hand, die Mühlknappen und Bäckergesellen mit ihren mehlbestäubten Gesichtern und Kleidern, die Anker-, Huf- und Waffenschmiede, von Kohlenruß und Eisenstaub geschwärzt, die schweren Hämmer unter dem Arm;

kurz, alle möglichen Gewerke bis zu den Gesellen der ehrsamen Schneiderzunft, deren Zungen oft schneller, als ihre Fäuste kräftig waren. Zahlreiches Seefahrervolk, schon auf den ersten Blick an dem breitspurigen, latschigen Gange kenntlich, der die stete Angewohnheit, sich mehr auf dem schwankenden Verdeck des von den Wellen geschaukelten Schiffes, als auf dem festen Erdboden zu bewegen, verrieth, trieb sich, in größeren oder kleineren Gruppen zusammengeschaart, unter dieser unruhig wogenden Volksmenge umher. Auch an der unempfindlichen Gleichgültigkeit, womit diese rauhen Söhne Neptun's jeglichen Unbilden der Witterung Trotz boten, unterschieden sie sich schon vielfach von dem übrigen Volke. Wenn ein besonders starker Windstoß so recht pfeifend durch die Straßen sauste, und die Hagelkörner vor sich her trieb, daß sie mit scharfer Gewalt in die Gesichter der Menschen fuhren, dann lichteten sich wohl auf Augenblicke alle diesem Wetter vorzugsweise ausgesetzten Plätze, und die Menschen flüchteten in geschütztere Räume, mochten dies auch nur Vorplätze, Hallen oder die weiten, vorn offen stehenden Thorwege der Ausspanns- und großen Kaufhäuser sein. Nur die Seefahrer blieben auch dann ruhig stehen, wo sie einmal waren, und verfolgten oft mit

lautem Spottgelächter die einem Hagelschauer ausweichende Volksmenge. Was machten sich diese Matrosen, gewöhnt von frühester Jugend an, auf den sturmgepeitschten Wellen der nordischen Meere umherzutreiben, und die stürmischen Winternächte gar oft oben in den Spitzen der schwankenden Masten, an dünnen, hartgefrorenen Tauen hängend, zu verbringen, wohl das mindeste aus solch einem kleinen Unwetter am Lande. Dafür schützten ihre langen winterwarmen Schanzlöcher vom dichsten und gröbsten blauen Fries, die runden Pelzkappen oder die mit getheerter Leinwand überzogenen Nordwester, wie ihre niederen bis tief in den Nacken reichenden Hüte hießen, sie trefflich gegen jegliches Wetter. So groß war aber an dem heutigen Morgen die Aufregung in der guten Stadt Stralsund, daß selbst die Frauen und Töchter der Bürger Küche und Kinderstube verlassen hatten, um sich wenigstens auf Augenblicke unter die Volksmenge auf den Straßen zu mischen. Und nicht einmal ihre Kleider hatten sie gewechselt, sondern waren so ohne Weiteres, wie sie eben am Feuerherde, an der Waschblase oder an der Wiege thätig gewesen, hinausgeeilt, kaum sich noch Zeit lassend, eine Pelzhaube auf das noch etwas ungeordnete Haar zu setzen. Fürwahr, es mußte

schon eine gar außerordentliche Begebenheit sein, wodurch diese ehrbaren Bürgerfrauen dazu gebracht werden konnten, von der trefflichen alten norddeutschen Sitte, welche der Frau das Innere des Hauses, nicht aber die offene Straße zum Schauplatz ihrer Wirksamkeit anweiset, jetzt so plötzlich abzuweichen. Es war dies aber auch in der That der Fall, denn so eben war die wichtige Nachricht eingetroffen, daß der Oberst von Arnim, der das um Stralsund zusammengezogene Friedländische Heer befehligte, in der letzten Nacht auf heimliche Weise die Insel Dänholm, welche den Hafen der Stadt beherrschte, durch eine starke Truppenmacht hatte besetzen lassen. Diese Besetzung des Dänholms war aber von dem Obersten auf eine abscheulich hinterlistige, jegliches Völkerrecht verhöhnende Weise geschehen. Noch stand der Oberst in Unterhandlung mit dem Magistrate der Stadt, daß diese Kriegssteuern zahlen und eine kaiserliche Besatzung einnehmen solle, und wenn von der Stralsunder Bürgerschaft auch solch Ansinnen mit gerechter Entrüstung stets abgewiesen wurde, so hatte man sich bisher doch auf eine sehr vorsichtige Weise jeglicher Feindseligkeit gegen die kaiserlichen Truppen zu enthalten gewußt. Ja, die Friedenspartei im Magistrat hatte es sogar durch-

zusetzen gewußt, daß dem Oberst Sparre, den Arnim als Unterhändler in die Stadt gesandt, die Summe von dreißigtausend Reichsthalern als Beitrag zur Kriegssteuer angeboten wurde, wenn dafür der Herzog von Friedland von dem Ansinnen, seine Truppen in Stralsund als Besatzung zu legen, abstehen wolle. Auch sonst war diese Friedenspartei, die besonders aus dem Rathsherrn Maßmann und einigen anderen Kaufherren, welche vor Allem eine Unterbrechung ihrer gewinnreichen Handelsthätigkeit befürchteten, bestand, in den letzten Wochen wieder sehr rührig gewesen. So hatte man den ganzen Monat Januar fast nur mit weitschweifigen Verhandlungen hingebracht, und die dringend nothwendigen Rüstungen zur Vertheidigung der Stadt dadurch sehr vernachlässigt. Der muthigere und kräftigere Theil der Bürgerschaft, bei welcher der alte Schiffer Bradhering immer mehr Ansehen gewann, war zwar mit dieser Friedenspartei in der Rathsversammlung gar nicht einverstanden gewesen, und hatte stets auf die ungesäumteste Vertheidigung gedrungen, allein es war den gewandten und in allen Ränken wohlerfahrenen Friedensunterhändlern bisher noch immer gelungen gewesen, diese Forderungen zu beschwichtigen. Man hatte stets dabei vorgeschützt, daß

auch der Oberst von Arnim nur die wohlwollendsten Gesinnungen gegen Stralsund hege, nur im äußersten Nothfall es zu Feindseligkeiten kommen lassen werde, und es doch gewiß im Interesse der Stadt liege, lieber eine bestimmte Kriegscontribution zu zahlen, als es auf die Schrecknisse einer Belagerung, welche doch selbst im glücklichsten Falle ungeheure Opfer erfordere und Handel und Wandel vernichte, ankommen zu lassen. So waren denn noch in den letzten Tagen des Januar zwei Abgeordnete der Rathsversammlung in Greifswalde, wo der Oberst von Arnim sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gewesen, um persönlich mit ihm zu verhandlen. Auch am gestrigen Tage war abermals ein Friedländischer Officier, der Rittmeister Streithorst, in der Stadt gewesen, den der Oberst von Arnim mit dem Auftrage dahin gesandt hatte, vorläufig die Summe von dreißigtausend Thalern in Empfang zu nehmen. Und nun mitten in allen diesen Friedensunterhandlungen die plötzliche heimliche Besetzung des Dänholms; solche Verletzung war zu unerhört, sie mußte allgemein empören.

Besonders auf dem Walle gegen den Hafen zu, von wo man die flache Insel am besten übersehen konnte, sammelte sich an diesem Morgen

auch stets der größte Theil der aufgeregten Volksmenge. Man wollte mit eigenen Augen sehen, da man den Ohren kaum traute, als diese Besetzung der Insel in der Stadt bekannt wurde. Was man von dem Walle aus bemerken konnte, bestätigte die Nachricht, welche zuerst in der Morgendämmerung einige Bewohner des Dänholms, die auf ihren Booten geflüchtet waren, in die Stadt gebracht hatten, nur zu sehr.

Auf der Insel wimmelte es bereits vom Friedländischen Kriegsvolke, welches in eifrigster Thätigkeit war, sich gegen die rauhe Witterung möglichst zu schützen. Große Zelte wurden aufgeschlagen, und geräumige Lagerhütten aus Balken und Sparren, die vom Festlande übergeschifft waren, erbaut und mit Stroh gedeckt, da die wenigen einzelnen Wohnhäuser, welche hier standen, als Quartiere für die höheren Officiere dienen sollten. Zum augenblicklichen Schutz gegen die Kälte flammten überall hohe Bivouaksfeuer empor, um welche sich zahlreiche Gruppen der Soldaten vom Regiment des Obersten Götze, welches die Besatzung der Insel bildete, gelagert hatten. Aber nicht blos für ihre Bequemlichkeit, sondern auch für ihre Sicherheit auf der Insel arbeitete die kaiserliche Besatzung daselbst mit dem

regsten Eifer. Der hartgefrorene Boden wurde durch eine Reihe kleiner Feuer aufgethaut, und nun gruben und schaufelten eine Menge Soldaten mit eiliger Hast daran, Laufgräben zu ziehen und Wälle aufzuwerfen, um dadurch gegen einen plötzlichen Ueberfall besseren Schutz zu finden. Auch einige leichte Feldgeschütze oder Falkonets, wie sie die Truppen damaliger Zeit mit sich führten, waren schon aufgefahren, und richteten trotzig ihre verderbensprühenden Mündungen gegen die Stadt. So bot denn das ganze Leben und Treiben auf der Insel ein sehr bewegtes Bild echt kriegerischen Lebens und Treibens dar, und man sah, daß die Friedländische Besatzung sich für einen längeren Aufenthalt daselbst ganz gehörig einzurichten wußte. Mit vollem Rechte mußte solch ein Anblick aber alle Einwohner Stralsunds, die dies jetzt vom Walle aus ganz deutlich wahrnehmen konnten, im höchsten Grade empören. Gar unwillige Flüche und trotzige Drohungen wurden in Menge hörbar, und manche kräftige Mannesfaust ballte sich in aufloderndem Zorne gegen die verhaßten Feinde. Doch was half dies; mit solch leeren Drohungen wurde die widerrechtlich überfallene Insel nicht wieder zurückerobert. Dazu bedurfte es gar anderer Mittel, dies fühlte man

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sehr wohl in der Volksmenge. Besonders ein Mann, der allgemein mit ersichtlicher Achtung von dem Volke empfangen wurde, und bei dessen Begrüßung gar manche Pelzmützen oder Nordwester, die selbst bei dem Vorübergehen einzelner Rathsherren nicht angerührt waren, höflichst abgenommen wurden, und derbe Fäuste sich in Menge zum herzlichen Händedruck entgegenstreckten, sprach in bestimmten Worten seine Ansicht aus, daß es die Ehre der Stadt ganz entschieden erheische, den Dänholm so bald als möglich wieder zurückzuerobern. Und wenn es nicht mit Güte ginge, nun so müßte man eben Gewalt gebrauchen und es lieber zum Aeußersten kommen lassen, als solchen Schimpf ruhig dulden, schloß er wiederholt seine Ansprachen, die er mehrfach schon vor größeren oder kleineren Volkskreisen gehalten hatte.

Ein lauter Beifall und der häufige Ausruf: „Ja, der Schiffer Bradhering hat recht, — wir müssen den Dänholm wieder haben," und ähnliche kräftige Willensäußerungen der Bürger und Seeleute, begleitete seine Worte. Besonders Alles, was zur Schifffahrt gehörte, oder nur irgendwie damit in Verbindung stand, war in diesen Beifallsbezeugungen überaus laut, denn der alte

Bradhering genoß ein unbedingtes Ansehen bei allen Schiffern, Steuerleuten, Matrosen, Schiffszimmerleuten und Reepenschlägern in der ganzen Stadt Stralsund, und konnte als unbedingter Anführer dieser eben so kräftigen als zahlreichen Menschenklasse angesehen werden.

Der Ernst der Lage erheischte, daß die Rathsversammlung augenblicklich auf dem Rathhause zur Berathung zusammenkam. In ihrer schwarzen Amtstracht begaben sich die einzelnen Rathsherren von Rathsdienern geleitet, die ihnen oft nur mühsam einen Weg durch die vor dem Rathhause besonders aufgeregt wogende Volksmenge zu bahnen vermochten, in den Sitzungssaal. Die Aeußerungen, welche das Volk oft ziemlich laut bei dem Erscheinen der einzelnen Rathsherren vernehmen ließ, zeigten sehr deutlich, ob solche zur Kriegs- oder Friedenspartei gehörten, und sich das Vertrauen oder die Verachtung ihrer Mitbürger zugezogen hatten. Bei einigen der letzteren war ein Pfeifen, Zischen, häufig mit einzelnen gerade nicht schmeichelhaften Benennungen, als „Schlafmütze," „Hase," „Geizhals und Wucherer," in der aufgeregten Volksmenge nur allzu hörbar. Mit allgemeinen und sehr lebhaften Aeußerungen der Freude und des Vertrauens

wurde aber der erste Bürgermeister der Stadt, Steinwig, ein Mann, welcher sich durch seine Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit der größten Achtung erfreute, empfangen.

Die Rathsversammlung war ungemein stürmisch, und die verschiedenen Parteien geriethen darin sehr heftig an einander. Die Friedensfreunde verlangten eine sofortige Unterwerfung der Stadt unter den Obersten von Arnim, da nach der Besetzung des Dänholms durch dessen Truppen ein längerer Widerstand ohnehin unmöglich sei. Auch wünschten sie einen schnellen Einzug von Friedländischer Besatzung, da sonst zu befürchten sei, daß das aufgeregte Volk alle möglichen Excesse begehen, und sich sogar an Leben und Eigenthum ruhiger Bürger vergreifen würde. Namentlich auch der reiche Kaufherr Maßmann, der jetzt wieder erfahren hatte, wie unbeliebt er in der Stadt sei, beantragte Letzteres auf das lebhafteste. Solcher kläglichen Feigheit trat aber die Kriegspartei mit männlich-kräftiger Sprache entgegen. Die heimliche Besetzung des Dänholms ward mit Recht ein schändlicher Friedensbruch des Obersten von Arnim genannt, und jetzt auf das dringendste gefordert, daß die Stadt den ihr so übermüthig hingeworfenen Fehdehandschuh nun

auch ohne Weiteres aufnehme, Gewalt mit Gewalt vertreibe, und unverzüglich die kräftigsten Anstalten treffe, die Insel mit den Waffen in der Hand wieder zurückzuerobern. Zwar theilte der Bürgermeister Steinwig seiner persönlichen Neigung nach unbedingt die letztere Ansicht, und hätte am liebsten selbst die Sturmhaube aufgesetzt und das Schlachtschwert zur Hand genommen, um gegen die bitter gehaßten Friedländer loszuschlagen, allein seine Pflicht als erster Beamter der Stadt legte ihm noch andere Rücksichten auf. Durfte er sich doch nicht verhehlen, daß das Unternehmen Stralsunds, der ganzen Heeresmacht des Friedländers Trotz zu bieten, und den Kampf allein mit dem mächtigen Herzoge, dem Besieger des gesammten Deutschlands aufzunehmen, ein ganz verzweifeltes Wagstück sei, was sehr leicht den völligen Untergang der ganzen Stadt herbeiführen konnte und wozu man nur im alleräußersten Nothfalle schreiten dürfte. So schlug er denn vor, vorläufig von offener Gewalt noch abzusehen, und durch Vermittelung einiger Mitglieder der pommerschen Ritterschaft, welche in der Stadt anwesend waren, bei dem in Greifswalde befindlichen Obersten von Arnim den Antrag zu stellen, daß er unverzüglich den Dänholm wieder von seinen Truppen räu-

men möge, widrigenfalls man diese durch die Waffen davon vertreiben würde. Dieser Antrag erhielt denn auch die Mehrheit der Stimmen in der Rathsversammlung, und ward zum Beschluß erhoben. In dem aufgeregteren Theile der Bürgerschaft freilich fand diese Maßregel keine sonderliche Beistimmung, und ihre Verkündigung ward zum Theil sogar mit offenem Mißvergnügen aufgenommen. Wäre die Persönlichkeit des Bürgermeisters Steinwig nicht sonst eine so allgemein geachtete gewesen, so hätte das Volk sich schon jetzt sehr leicht zu offenem Widerstand gegen den Rath hinreißen lassen, so hingegen gelang es seinen versöhnenden und dabei doch kräftigen Worten, mit welchen er vom Rathhause aus die Menge anredete, die Gemüther noch einigermaßen wieder zu beschwichtigen. Da die Mittagsstunde nachgerade auch schon geschlagen hatte, die Menge durch Herumstehen und Warten vom frühen Morgen an ermüdet und durchfroren war, und auch gar manche ehrsame Bürger wußten, daß eine dampfende würzige Biersuppe und eine Schüssel mit goldgelbem Sauerkraut und Schweinsknöcheln zu Hause ihrer wartete, so eilten jetzt viele in ihre Wohnungen zurück, und die Straßen und Plätze nahmen allmälig wieder ihr früheres Aussehen an.

Schien aber in den Nachmittagsstunden das Leben und Treiben in Stralsund äußerlich wieder in das alte gewohnte Geleise zurückgekehrt zu sein, so gährte es im Innern dafür doch desto mehr.

So waren in der uns schon bekannten geräumigen aber niederen Wohnstube des Schiffers Bradhering, in seinem traulichen Häuslein vor dem Knieperdamm in der Dämmerungsstunde wohl an ein Dutzend Männer beisammen, die eine gar ernsthafte Berathung zu halten schienen. Hatten doch deshalb auch die ehrsame Hausfrau und das schöne Grethchen des Schiffers das Wohngemach räumen und sich mit ihren Spindeln in das Dachstüblein zu der Spanierin flüchten müssen, um diese Berathung der Männer nicht zu stören. Größtentheils waren es Schiffer, unter denen der alte rauhe Seebär Jochen Pavels, der nun schon über vierzig Jahre einen Schoonenfahrer führte, und sein tüchtiger Schwiegersohn, der junge Thies Müller, ein junger kräftiger Krauskopf, so eben erst von der langen Reise nach Ostindien, wo er als Steuermann auf einem holländischen Ostindienfahrer sich viel Geld und reiche Erfahrung erworben hatte, in die Heimath zurückgekehrt, ein besonderes Ansehen zu genießen schienen. Sonst waren noch

der Ankerschmied Grotjahn, ein Mann von so gewaltiger Stärke, daß von ihm die Erzählung ging, er habe einmal einen Anker, den vier Mann an der Winde nicht zu heben vermochten, allein aufgewunden, und der Seilermeister Wulfbeck, ein kleines dürres Männchen, gewandter mit der Zunge, als kräftig mit den Armen, die Hauptwortführer der Versammlung.

Der Zweck, der diese Bürger, welche alle in ihren Innungen und Gilden großes Ansehen genossen, hieher zu einer gemeinsamen Berathung geführt hatte, war kein geringer, nämlich der einer gemeinsamen Berathung, ob es nicht am besten sei, die friedlichen Vermittelungsvorschläge des Raths nicht abzuwarten, sondern noch in heutiger Nacht die Feindseligkeiten gegen die Friedländische Besatzung auf dem Dänholm auf eigene Faust zu beginnen? War dies geschehen, so war der Krieg unvermeidlich, und die einzige Stadt Stralsund hatte den Muth, den Kampf mit dem Herzog von Friedland aufzunehmen.

Der eifrigste Sprecher für die Ansicht, noch in dieser Nacht sogleich den Ueberfall zu beginnen, war der Seilermeister. Mit beredter Zunge schilderte er, daß jetzt endlich mit dem Hin- und Hergezaudere ein Ende gemacht werden müsse, da

man ohnehin dem Rath nicht trauen dürfe, ob er zuletzt doch nicht ein falsches und abgekartetes Spiel mit dem Oberst von Arnim treibe, um die Stadt diesem waffenlos zu überliefern. Mit zwar nicht so gewandten, aber dafür desto kräftigeren Worten vertheidigte aber jetzt der Schiffer Bradhering den Bürgermeister Steinwig, und wie es ein Unrecht sei, an dessen gutem Willen und Muth nur den mindesten Zweifel zu hegen. Seine Ansicht fand Beifall, und die Mehrzahl der Anwesenden erklärte, daß wenn auch ein großer Theil der Rathsherren kein Vertrauen mehr verdiene, solches jedoch dem Bürgermeister persönlich nicht entzogen werden dürfe. Nun erhob sich aber der Schiffer Thies Müller, um seine Ansicht auszusprechen, man möge noch in dieser Nacht ein leichtes Fahrzeug mit zweihundert kräftigen Seeleuten bemannen, um damit einen Ueberfall gegen den Dänholm zu versuchen. Er erbot sich, den Oberbefehl über dieses Schiff zu übernehmen, da er in Ostindien schon mehrmals ähnlichen Ueberfällen und nächtlichen Kämpfen mit beigewohnt, und somit Erfahrung in dergleichen Gefechten habe. Die feurigen Worte des kühnen, kräftigen Jünglings, der zuletzt sein breites, schweres Enterschwert, welches er am Gürtel trug,

aus der Scheide riß, und den Schwur that, er wolle sich solches lieber selber durch die Brust stoßen, als dulden, daß seine geliebte Vaterstadt Stralsund in die Gewalt des Friedländers falle, machte ersichtlichen Eindruck auf die Versammlung. Noch mehr aber ward dieser verstärkt, als auch jetzt der alte Jochen Pavels mit seinem rauhen Baß erklärte, sein Schwiegersohn habe recht, es müsse in dieser Nacht noch ein Fahrzeug bemannt werden, und er sei gern bereit, als Steuermann solches zu führen. Auch der Oheim Grotjahn erklärte, mitfahren zu wollen, und indem er mit seiner breiten Tatze auf den schweren Eichentisch hieb, daß dieser in allen Fugen krachte, schwur er, jeden Friedländischen Soldaten, dessen Schädel nicht dicker als der eines Ochsen sei, mit seinem großen Hammer zusammenschmettern zu wollen. So ward denn ein heimlicher Ueberfall des Dänholms mit einem wohl bewaffneten Schiffe fast einstimmig beschlossen, und auch der alte Bradhering, obgleich er eigentlich gewünscht hätte, daß man den Plänen des Bürgermeisters Steinwig nicht so voreilig entgegenarbeite, mußte sich endlich der Mehrheit fügen. Jetzt erhob er aber zum zweiten Male seine Stimme und erklärte, wenn der Angriff auf den Dänholm denn nun einmal

begonnen werden solle, so müsse man auch erwarten, daß der Oberst von Arnim alsbald landwärts die Belagerung der Stadt beginne, und daher sich ebenfalls auf das eifrigste hiegegen rüste. Zu diesem Zwecke sei es aber dringend nothwendig, die vor dem Knieperdamm liegenden Scheunen und Gebäude selbst niederzubrennen, da der Feind, von ihnen gedeckt, leicht Batterien errichten könne. Bei diesem Antrage zog sich das Gesicht des anfänglich so kriegseifrigen Seilermeisters aber gewaltig in die Länge, denn eine dieser Scheunen war sein Eigenthum. Daß es hiezu kommen würde, hatte er nicht erwartet, und bitter bereute er jetzt schon seine frühere Voreiligkeit. „Aber wenn die Scheunen abgebrannt werden, wird Euer Haus hier ja auch mit in Flammen aufgehen," wandte er sich an den Schiffer Bradhering.

„Sicherlich wird dies geschehen, und mit meinem Hause soll und muß der Anfang gemacht werden, und damit hiebei gewiß nichts versäumt wird, werde ich selbst den rothen Hahn auf dessen Dach setzen," antwortete Bradhering mit voller Ruhe.

„Was? Ihr wollt Euer hübsches kleines Haus anzünden, und dieses schmucke Zimmer, in welchem

wir jetzt eben noch so behaglich beisammensitzen, niederbrennen?" frug Thies Müller.

„Gewiß werde ich dies thun. Ich habe mir das Geld zur Erbauung dieses Hauses in vielen langen Jahren und schweren Sturmesnächten auf der See mühsam erworben, sitze jetzt schon über fünfzehn Jahre mit meiner Alten, die Zeit, welche ich am Lande zubringe, ganz warm und bequem darin, und hoffte, daß, wenn es Gottes Wille sein würde, solle ich hier auf dem Lande und nicht auf dem Meere sterben, auch mein letztes Stündlein in diesen Räumen zu verbringen, aber wenn es nunmehr die Ehre und Rettung von Stralsund gilt, werde ich keinen Augenblick zaudern, selbst den Feuerbrand hineinzuwerfen," sprach der Schiffer mit ruhiger Würde.

„Bradhering, Ihr seid ein Ehrenmann durch und durch, und einen besseren Oberalten wie Euch konnte die Schiffergilde sich niemals erwählen. So lange solche Leute leben, wie Ihr, wird der Friedländer unsere Vaterstadt niemals unterwerfen," rief der junge feurige Thies Müller, die Hand des Alten kräftig drückend.

„Thue nur meine Schuldigkeit, wie jeder Stralsunder Bürger dies hoffentlich ebenfalls stets thun wird," entgegnete der gelassen.

„Sollten wir aber nicht den Ueberfall auf den Dänholm doch noch lieber einige Tage aufschieben? Es ist doch wohl etwas zu voreilig, damit jetzt schon anzufangen," wandte der Seilermeister wieder ein.

„Habt ja früher selbst dafür gesprochen, Meister, und seid jetzt plötzlich wieder so friedlich! Nichts da, was einmal von uns beschlossen ist, muß nun auch unabweislich ausgeführt werden; dafür sind wir Männer und keine Kinder," entgegnete rauh der Schiffer Jochen Pavels.

„Ja, so soll es sein," diese Nacht um zwölf Uhr senden wir zwei Leichterschiffe mit ein paar Hundert Mann Seevolk, welche hier Jochen Pavels und Thies Müller commandiren, gegen den Dänholm, und um die gleiche Stunde stecke ich mein Haus und die drei Scheunen daneben in Brand," sprach Bradhering.

„Und das ist auch unser Wille," wiederholten sämmtliche Anwesende. Es wurden nun noch mehrere Einzelheiten über die nöthigen Zurüstungen für alle diese Anstalten verabredet, und sämmtlichen Anwesenden die Plätze angewiesen, welche sie dabei einnehmen sollten. Bevor sich aber gegen die achte Stunde die Männer von einander trennten, sprach der Schmied Grotjahn zu dem

alten Bradhering: „Ich habe noch ein hübsches wohnliches Nebenhaus, wo früher meine alte Schwiegermutter bis zu ihrem Tode wohnte, dahin zieht Ihr jetzt, und daß von einem Miethzins dafür keine Rede sein kann, versteht sich von selbst."

„Habt Dank dafür, und kann ich Euch einmal wieder einen Gegendienst leisten, so wißt Ihr, daß Ihr sicher auf mich zählen dürft," war dessen kurze Antwort.

Mit kräftigem Händedruck gingen jetzt diese wackeren Bürger auseinander, um das schwere Werk, das in seinen Folgen für das ganze protestantische Norddeutschland so wichtige Unternehmen, welches sie in dieser Nacht noch beginnen wollten, möglichst sorgfältig vorzubereiten. Heiteren Muthes schritten Alle ihren Wohnungen zu, und nur der Seilermeister schlich verdrossen und mit gesenktem Haupte nebenher, im Geiste berechnend, wie er es anfangen solle, daß diese Verbrennung der Scheunen ihm den möglich geringsten Nachtheil brächte.

Einen schweren Schritt hatte der Schiffer Bradhering nun noch zu thun, als er seiner Frau und Tochter die Mittheilung machen mußte, daß sie sogleich Hab und Gut einpacken und Alles ausräumen sollten, um noch an diesem Abend aus-

zuziehen, denn er wolle um Mitternacht sein Häuslein selbst anzünden. Er war aber ein Mann der That und nicht der schönen Worte, und so theilte er den Seinigen denn ohne viele Umschweife diese Nachricht mit. Im ersten Schreck fing die Frau zwar heftig zu weinen an und schlug jammernd die Hände zusammen, daß sie nun Alles, was sie in langen Jahren so sorgsam gehegt und gepflegt hätte, verlassen müsse, und bat den Mann, daß er solche harte Maßregel wo möglich vermeiden solle. Fest jedoch erklärte ihr dieser, es ginge dies nicht an, das Wohl der Stadt Stralsund erfordere, daß sein Haus nebst den angrenzenden Scheunen niedergebrannt werden müsse, und er selbst habe sich mit seiner Mannesehre dafür verbürgt, solches noch in der heutigen Nacht zu thun. Und als die wackere Frau solche bestimmte Worte aus dem Munde ihres Eheherrn vernahm, da fügte sie sich auch mit jener ruhigen Gelassenheit, welche unsere norddeutschen Frauen so sehr auszeichnet, in das Unabänderliche. „Wenn es nicht anders geht, so muß es denn geschehen, Vater, und wir müssen eilen, daß wir bis gegen Mitternacht noch Alles aufgeräumt haben," sprach sie, dem Gatten die Hand drückend und mit der weißen Küchenschürze über die Augen fahrend, um die un-

willkürlich sich herausdrängenden Thränen abzuwischen.

Anders wie die ruhige Mutter nahm Grethchen diese Nachricht auf. In dem ersten Augenblick zwar zuckte auch sie schmerzlich zusammen, und ihre frischen blauen Augen füllten sich mit heißen Thränen. Hatte sie doch das Häuslein mit Allem, was darin war, und das hübsche Blumengärtlein daneben, in welchem sie so viele frohe und glückliche Stunden ihrer schönen Jugendzeit verlebt, so gern gehabt. Und nun sollte sie dieses Alles in den nächsten Stunden schon verlassen. Ihr liebes Häuschen sollte ein Raub der Flammen werden, und ihr sorgsam gepflegtes Blumengärtlein, in welchem sie jeden Frühling wieder mit stets neuem Entzücken das Hervorsprießen der ersten Blüthen und Knospen beobachtet hatte, vielleicht zum Tummelplatz wilder Kämpfe dienen. Es war dies eine gar harte Schmerzenskunde für die junge Schifferstochter. Aber nur wenige Augenblicke dauerte ihre Betrübniß, dann gewann ihr feuriger, patriotischer Sinn, das Erbtheil ihres Vaters, bald seine volle Gewalt wieder.

„Ja, es ist recht, Vater, wirf nur die Brandfackel in das eigene Haus, daß es hoch aufflamme, und als ein Feuerzeichen durch das ganze Pom-

merland hell leuchte, um zu verkünden, wie unser Stralsund jetzt den Kampf mit diesen Friedländischen Heeresschaaren, welche uns unserer Freiheit berauben und unseren wahren protestantischen Glauben unterdrücken wollen, endlich begonnen habe. Wenn erst allgemein bekannt wird, daß der alte Schiffer Bradhering sein Haus, das er sich durch schweren Fleiß erworben hat, selbst niederbrannte, um die Vertheidigung der Vaterstadt zu erleichtern, dann wird solch ein Beispiel manches jetzt ängstliche Gemüth zu einer größeren Thatkraft entzünden, und mancher vornehme Rittersmann, der sich in feiger Selbstsucht auf sein festes Schloß zurückzog, wird vor Scham erröthen und sein Schwert umgürten, um, wie dieses seine Pflicht ist, für die Vertheidigung seines Vaterlandes zu kämpfen," rief sie mit fester Stimme. Begeistert glühte ihr Auge, stolz erhob sich ihr Kopf, und als eine hehre Prophetin, daß der Norden Deutschlands sich nun und nimmermehr jemals wieder dem zweifachen Joche der habsburgischen Dynastie und des Papstthums unterwerfen werde, stand in diesem Augenblick Grethe, die Schifferstochter aus Stralsund, da. Selbst ihr Vater, so wenige Ueberschwenglichkeit ihm sonst auch innewohnte, ward von dieser Begeisterung seiner Tochter gerührt.

Er legte seine gebräunte Rechte um ihren Nacken, und einen herzlichen Kuß auf ihren rosigen Mund, der so eben erst so schöne Worte gesprochen, drückend, sprach er in ungleich sanfterem Tone, als ihm sonst eigen war: „Recht so, mein Mädchen, Du bist doch der größte Schatz, den ich besitze. Mag mein Haus auch immerhin in Feuer aufgehen — was kümmert mich dies, wenn Du mir nur bleibst. — Doch nun tummele Dich und hilf der Mutter einpacken. Es werden gleich einige Wagen kommen, um alle unsere Habseligkeiten in die Stadt zu fahren. Wir ziehen vorerst in Schmied Grothjahn's Nebenhaus, da ist es ganz behaglich. Jetzt aber will ich unserer Spanierin sagen, daß auch sie sich zum Umzuge bereit machte."

In ihrem kleinen Stübchen betete, vor einem Crucifix kniend die gerettete Spanierin, als nach ehrerbietigem Anklopfen der Schiffer zu ihr hereintrat. Es war ein eigenthümlicher Seelenzustand, in welchem das junge Mädchen den Winter in dieser Stralsunder Schifferfamilie verlebt hatte. Der tiefe Friede des Familienlebens, die wahre Liebe, welche Mann, Frau und Tochter in diesem kleinen engen Kreise zu einander fühlten, that ihrem Herzen oft ungemein wohl. Mit ihrem großen dunklen Gluthauge warf sie oft einen langen Blick

auf die gleich ihr schöne und doch wieder von ihr so verschiedene pommer'sche Schifferstochter, und hätte sie um all' dies Glück der Familie und um die Wohnlichkeit des Hauses, die sie umgab, gar sehr beneiden können. Solche Innigkeit des deutschen Familienlebens hatte sie selbst in dem glänzenden Palast, den ihr Vater früher in Mexiko bewohnte, in der Mitte der zahlreichen Diener und Sclaven, welche sie dort umgaben, niemals gekannt, und jetzt als Waise durfte sie auch nicht den leisesten Schatten von Hoffnung hegen, dies jemals in ihrem Leben noch zu finden. Waren es doch nur gleichgültige, ihr völlig unbekannte Verwandte, welche sie in Spanien erwarteten. Welch geringen Ersatz für dies stets entbehrte Glück boten ihr doch die weitläufigen Güter, welche sie in Andalusien einst noch in Besitz zu nehmen hatte, und gar der stolze altadelige Name, den sie führte. Wie gern hätte sie in gar manchen Stunden mit Grethchen tauschen mögen, und freudig Stand und Reichthum für das Glück eines solchen Familienlebens geopfert. Und doch wieder wie verlassen fühlte sie sich gar häufig in diesem fremden Lande, und eine unendliche Sehnsucht nach ihrer ferneren Heimath erfüllte ihr Herz. Dieser kalte nordische Winter, der nun schon Monate hindurch die ganze

Natur erstarren ließ, die weiße Schneedecke, welche gleich einem riesigen Leichentuch die Gegend, so weit ihr Auge reichte, verhüllte, waren ihr fürchterlich. Dazu die eisigen Stürme, welche hier oben an der Ostsee nur zu oft brausten, und ihr, der Tochter des heißen Südens, bis in das Mark der Knochen drangen, und sie vor Kälte erbeben ließen, wenn sie an solchen Tagen nur den Versuch wagen wollte, den Fuß in das Freie zu setzen. Ein gar unendliches Verlangen fühlte sie in solchen grauen, eisigen Wintertagen nach ihrer sonnigen Heimath mit den ewig grünen Palmen, der überreichen tropischen Vegetation, und dem tiefblauen goldigen, so linden und warmen Himmel. Das reizende Thal von Orizaba in Mexiko, mit der ganzen Pracht seiner Reize, mit welcher die Natur es so überschwenglich geschmückt hatte, in welchem sie die meisten Jahre ihrer glücklichen Kindheit verlebte, stand gleich einem verlorenen Paradiese vor ihrer Seele. Gar oft füllten heiße Thränen der Sehnsucht nach diesem Eden ihr Auge. Auch sonst wollte ihr, der Tochter des vornehmen spanischen Adelsgeschlechts, gar Manches in ihrer jetzigen Umgebung durchaus nicht behagen. Die plumpen, ja selbst mitunter wohl etwas rohen Formen der Stralsunder Schiffer und Bürger,

von denen sie umgeben war, erschienen ihr, die nur an den würdevollen Anstand und die höflichen Formen der vornehmen Spanier, mit denen sie allein früher verkehrte, gewöhnt war, doppelt unangenehm, und auch das rauhe, breite Plattdeutsch, welches zu jener Zeit allgemein in dieser norddeutschen Stadt gesprochen wurde, klang ihrem, in dem Wortlaut der castilianischen Sprache auferzogenen Ohr abscheulich. So hatte sie bisher kaum die nothdürftigsten Worte in dieser ihr widerlichen Sprache erlernt, und konnte daher sich nur mit dem alten Bradhering und einigen anderen Schiffern, welche von ihren Reisen in das Mittelmeer her einigermaßen spanisch zu sprechen verstanden, verständigen. Auch in der Familie selbst, in welcher sie jetzt lebte, war ihr gar Vieles doch zu ungewohnt, als daß sie sich so recht darin heimisch finden konnte. Sie erkannte zwar die treue Sorge, welche der alte Schiffer ihr stets gewidmet hatte, mit dankbarem Herzen, und war innig gerührt über die stets gleiche ruhige Freundlichkeit der Hausfrau, wie über die wahrhaft schwesterliche Liebe, welche Grethchen ihr widmete, aber die tiefe Kluft, die in All' und Jedem zwischen ihr und dieser pommer'schen Schifferfamilie lag, vermochte dadurch nicht beseitigt zu werden.

So konnte sie sich auch gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Menschen, welche mit ihr an demselben Tische aßen und die sie jetzt als ihres Gleichen betrachten mußte, die schwersten häuslichen Arbeiten verrichteten. Wenn Grethchen mit hochaufgeschürztem Rock den Besen mit kräftiger Hand führte, um den Platz vor dem Hause rein zu fegen, eine Arbeit, welche die Spanierin in Mexiko stets nur von den niedrigsten Sclavinnen hatte verrichten sehen, oder die Schiffsfrau mit der vorgebundenen weißen Küchenschürze in der Küche herumarbeitete, und Fische schuppte, oder andere derartige, oft nicht sonderlich reinliche Arbeiten verrichtete, so fühlte sich ihr altadeliger, spanischer Stolz oft nicht wenig dadurch verletzt, daß sie mit solchen Personen an gleichem Tische essen und in demselben Zimmer wohnen mußte. Auch die derben Speisen bei der Schifferfamilie wollten ihr gar nicht munden, obgleich der alte Bradhering mit großer Aufmerksamkeit stets dafür zu sorgen wußte, daß sein kleiner Schützling einige zu Hause gewöhnte Leckerbissen, wie namentlich Chocolade, Südfrüchte und Zuckerwerk, nicht allzu lange zu entbehren brauchte.

Schmerzlicher jedoch, als alle derartige Ungewohntheiten, war der Spanierin die Entbehrung

des katholischen Gottesdienstes. Sie war eine eifrige Katholikin, eine glühende Verehrerin der katholischen Kirche, und hatte früher so leicht keinen Tag versäumt, an dem sie nicht mindestens einmal die heilige Messe besuchte. Von alle dem fand sie aber jetzt in Stralsund keine Spur, denn die Einwohnerschaft der Stadt war durchweg streng protestantisch. Ja, wie es in den Zeiten des religiösen Kampfes, der damals in Deutschland wüthete, und wo der Protestantismus sich auf Leben und Tod gegen die Tyrannei des Katholicismus vertheidigen mußte, der seine kaum gebrochenen Ketten wieder über das gesammte deutsche Volk auszubreiten strebte, so häufig geschah, so herrschte in Stralsund, wie überhaupt in, ganz Pommern, förmlich ein protestantischer Fanatismus. Der Ausdruck katholisch hatte etwas Verächtliches, und man ließ gewiß keine Gelegenheit vorübergehen, um seine tiefe Anhänglichkeit für die protestantische, und Abneigung gegen die katholische Confession auch durch äußere Demonstrationen zu beweisen. Alles dies verletzte das Gemüth der Spanierin aber ungemein, vermehrte ihre Abneigung gegen die rauhe und rohe norddeutsche Stadt, in der solches geschah, und ließ in ihrer Seele häufig den lebhaftesten Wunsch, so bald als mög-

lich wieder nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, aufsteigen. Für die nächste Zeit war aber keine Möglichkeit, dies zu thun. Die Schifffahrt ruhte noch einige Monate, und begannen wirklich die Feindseligkeiten, so war es überhaupt sehr zweifelhaft, ob Schiffe den Stralsunder Hafen verlassen konnten; an eine Reise landwärts war in dieser unruhigen Zeit aber gar nicht zu denken. Gerade diese quälende Ungewißheit, wann, ja ob sie überhaupt in diesem Frühling noch die Fahrt nach Spanien antreten könne, hatte in der letzten Zeit bedeutend mehr als früher das Gemüth des jungen Mädchens verdüstert. Sie kniete immer häufiger und länger vor dem Crucifix und flehte die Jungfrau Maria, ihre Schutzpatronin, in inbrünstigem Gebete an, daß sie ihre Reise in das ferne Vaterland begünstigen und ihr den Frieden ihrer Seele zurückgeben möge.

In solcher Stimmung fand nun auch der Schiffer Bradhering seine Schutzbefohlene, als er sie in ihrem Kämmerlein aufsuchte, um ihr die Mittheilung zu machen, daß sie sich bereit halten möge, in wenigen Stunden mit seiner Familie das Haus zu verlassen und in ein anderes Quartier überzusiedeln. Das Mädchen erschrak bei dieser unerwarteten Nachricht nicht wenig. Zwar war sie

eine Fremde in diesen Räumen, und hegte nicht die tiefe Anhänglichkeit dafür, welche Grethchen auch dem kleinsten Winkel darin zollte, und doch schmerzte es sie jetzt, ihr stilles Kämmerlein, in welches sie sich wenigstens schon einigermaßen eingelebt hatte, mit einem ihr ganz ungewohnten Raume zu vertauschen. Mehr aber noch als dies quälte sie der Gedanke, daß jetzt die Belagerung von Stralsund wirklich beginnen, und ihr dadurch die Möglichkeit entzogen werde, ihre Reise anzutreten. Nach den schrecklichen Ereignissen, welche sie in der letzten Zeit betroffen hatten, sehnte sie sich dringend nach Ruhe und Frieden, und jetzt ward ihre Hoffnung, diese endlich zu finden, wieder in das Weite gerückt. Die heitere Ruhe und die würdevolle Gelassenheit, mit welcher nicht allein der Schiffer, sondern auch sein Weib und Kind dieser Vernichtung ihres Eigenthums entgegensahen, und die wahre Vaterlandsliebe, die sich nicht in leeren Worten, sondern in aufopfernden Thaten zeigte, welche Alle hierbei bewiesen, imponirten der Spanierin jedoch so sehr, daß sie selbst keine Klage zu äußern wagte. Es schien ihr erbärmlich, wollte sie allein sich über eine Härte beschweren, welche die Anderen, die doch noch ungleich mehr davon getroffen wurden, mit so würdiger Ruhe ertrugen.

So packte sie denn schweigend ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und half dann Grethchen bei der Ausräumung der Zimmer. Auch aus der Stadt war vielfache Hülfe von befreundeten Schifferfamilien gekommen, wie auch mehrere Strandwagen bereit standen, die Habseligkeiten aufzunehmen und fortzufahren. So ward denn in wenigen Stunden das Häuslein und der Stall daneben von Allem, was nur irgendwie des Mitnehmens werth war, vollständig ausgeleert, und wüst und nackt standen die Räume, welche vor Kurzem noch das friedliche Bild eines behäbigen Familienlebens gezeigt hatten. Mit der schweigenden Ruhe, die jeder echte norddeutsche Seemann bei allen wichtigen Geschäften stets bewährt, traf der alte Schiffer inzwischen alle Anstalten, das Haus sofort in schnellen Brand zu stecken. Er vertheilte Werg, den er mit Theer und Kienöl begoß, in alle Räume, und legte überall die Zündfäden hin. Ein Gleiches geschah auch unter seiner Aufsicht in den zum Abbrennen bestimmten Scheunen.

Von dem Marienthurm der Stadt Stralsund schlug es die mitternächtige Stunde, da verließ die Schifferfamilie ihr Haus. So standhaft auch bisher die Frau und Grethchen sich bewiesen hat-

ten, so überwältigte in diesem letzten Augenblicke der Schmerz sie doch so sehr, daß sie in ein leises Schluchzen ausbrachen. Mußten sie doch jetzt für immer aus diesen ihnen so theuer gewordenen Räumen scheiden, und war es zweifelhaft, wann und ob überhaupt jemals wieder ein eigenes festes Besitzthum ihnen zu Theil würde. Und wenn dies auch geschah, wenn sich vielleicht in Jahresfrist schon ein neues, stattlicheres Haus an der Stelle des jetzt der Vernichtung geweihten Häusleins wieder erhob, — die alten, trauten Räume waren es dennoch nicht, und die tausendfachen Erinnerungen oft froher, oft freilich auch trüber Art, die sich an jedes Winkelchen dieser alten Wohnung hefteten, vermochte ein neues Gebäude, und wenn es auch noch so viele anderweitige Vorzüge besaß, nicht wieder zu ersetzen. Solche tiefe und treue Anhänglichkeit, nicht allein an Menschen, mit denen man befreundet gewesen ist, sondern auch an Thiere und Gebäude, ja selbst an manche Geräthschaften, welche man lange im Besitz gehabt, ist ein köstliches Erbtheil unseres deutschen Volkscharakters, was selbst durch unseren jetzigen modernen Zeitgeist, so sehr dieser auch sonst an allem Bestehenden zu rütteln versucht, und werthlosen Plunder an die Stelle vielfach erprobter und treu

bewährter Einrichtungen zu setzen strebt, nicht ganz vernichtet zu werden vermöchte.

„Weine nicht, meine Alte; — es ist nothwendig, daß wir das Haus jetzt verlassen und es in Brand stecken, denn das Wohl Stralsunds erfordert dies, und die Ehre jedes Bürgers gebietet ihm streng, für seine Vaterstadt Alles zu opfern. Unser Häuslein können wir mit Gottes Hülfe schon wieder aufbauen; ist aber meine Bürgerehre vernichtet, so vermag nichts auf Erden mir diese wieder zu ersetzen," sprach mit fester Stimme der Schiffer zu seiner treuen Ehehälfte.

Bis an die Gartenpforte geleitete er sie, und übergab dort seine Familie dem Schutz eines bewährten Freundes, um nun selbst mit fester Hand den Brand anzulegen. Noch einen letzten Blick warfen Mutter und Tochter, ja selbst die Spanierin, die von Grethchen geführt wurde, auf das verlassene Häuslein zurück. Fest und sicher lag es noch da, und seine Umrisse zeichneten sich bestimmt gegen den dunkeln, nächtlichen Himmel ab; in der nächsten Stunde schon war es ein wüster Schutthaufen.

„Der Wille des Herrn hat es mir gegeben, der Wille des Herrn nimmt es mir jetzt wieder; gepriesen sei sein Name für alle Ewigkeit," betete

laut der Schiffer, dann legte er mit sicherer Hand den brennenden Zunder auf die mit Pulver eingeriebene Zündschnur. Gleich einer feurigen Schlange durchlief die Flamme den Faden, theilte sich dann den überall zweckmäßig vertheilten Brennstoffen mit, zündete diese, und griff nun mit schnell vermehrter Wuth die Balken, Wände und Decken des Hauses an. Der heftige Sturmwind, der die ganze Nacht tobte, vermehrte die Gluth, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, da züngelte schon die rothe Lohe aus dem Dache hervor, und bald war das Ganze eine mächtige, in den dunkeln Nachthimmel hinaufsteigende Feuersäule. Mit dem Schifferhause zugleich gingen auch die vor dem Knieperthore stehenden Scheunen in Flammen auf, und der purpurne Feuerschein färbte ein großes Stück des dunklen Nachthimmels, weit und breit der Gegend verkündend, daß die Feindseligkeiten vor Stralsund jetzt ihren Anfang genommen hatten, und dessen Bürger mit eigener Hand die Feuerbrände in ihre Häuser warfen, da es galt, die Ehre und Freiheit ihrer Vaterstadt vor fremder Tyrannei zu schützen. Aber weiter noch als durch das pommer'sche und mecklenburgische Land leuchtete der Feuerschein der jetzt brennenden Gebäude, sein Glanz blieb selbst in Schweden nicht unbe-

merkt und half den Entschluß des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph, sein Heldenschwert dem hart bedrängten Protestantismus in Norddeutschland zu weihen, wesentlich mit befestigen. Hätte Stralsund damals der Friedländischen Gewaltherrschaft nicht einen so muthigen und von Glück gekrönten Widerstand entgegengesetzt, wahrscheinlich wäre nimmermehr schwedisches Kriegsvolk in Deutschland gelandet, und Gustav Adolph hätte seinen mächtigen Beistand uns nicht gebracht. Gerade durch diesen heldenmüthigen Kampf der Stralsunder ward der große König zu uns nach Deutschland geführt, und trat als mächtiger Retter unserer Freiheit auf. Ein unermeßliches Glück für das ganze protestantische Norddeutschland war es aber, daß dies geschah. Zwar leistete Schweden diese Hülfe nicht in uneigennütziger Weise, und ließ sich später im Frieden von Münster seine Waffenthaten durch die Abtretung von einem Theil von Vorpommern theuer genug bezahlen, aber die Hauptsache, die Freiheit unserer Ost- und Nordseeküsten vor Habsburgs, Tyrannei und Roms verdummender Pfaffenherrschaft, ward zum Heil aller kommenden Geschlechter doch glücklicher Weise so lange gesichert, bis Friedrich's des Großen Heldenscepter, welcher die Kraft Oesterreichs in

Norddeutschland gründlich vernichtete, uns für immer der Sorge davor enthob.

Schweden besitzt jetzt keinen Fußbreit deutschen Bodens mehr, und ganz Pommern, und somit auch Stralsund erfreuen sich des Glückes, dem mächtigen preußischen Staate, diesem Stern und Stolz Deutschlands, anzugehören und Preußens ruhmreiche schwarz-weiße Fahne auf ihren Thürmen erglänzen zu sehen; unsere norddeutsche geistige Freiheit ward uns aber gerettet. Wäre damals Stralsund unterlegen, dann befänden auch wir an der Ost- und Nordsee uns wahrscheinlich jetzt noch in dem gedrückten Zustande, unter welchem Oesterreichs Unterthanen, als unausbleibliche Folgen der bis in die jüngste Zeit dort wuchernden Pfaffenherrschaft, noch immer seufzen müssen. Lob und Dank daher allen jenen Männern, vom größten Feldherrn bis zum geringsten Kriegsknecht, vom gelehrten Staatsmann bis zum einfachen Bürger, der mit eigener Hand die Brandfackel in sein Haus schleuderte, welche die ganze lange und schwere Zeit des dreißigjährigen Krieges mit so unerschütterlicher Kraft dafür rangen und kämpften, daß fast unser gesammtes Norddeutschland, mit glücklicher Weise nur vereinzelten Ausnahmen, dem freidenkenden und unge-

hindert forschenden, nicht aber blindlings glaubenden Protestantismus erhalten blieb. Auch jetzt noch immer können wir ihr Andenken gar nicht genug ehren, und es ist nur ein gerechter Zoll des Dankes, wenn wir unsere wohlthätige Stiftung zur Förderung des Protestantismus in Deutschland nach dem Namen seines Helden, der sein edles Blut für dessen Schutz auf Lützens Ebenen verspritzte, „den Gustav-Adolph-Verein" nannten.

Zu gleicher Stunde aber, als die Gebäude am Knieperdamme, von des Schiffers Bradhering Hand angesteckt, in Flammen auffloderten, stießen zwei Lichterfahrzeuge, mit einigen Hundert kräftigen Seeleuten bemannt, vom Heiendamme ab, um wo möglich die Friedländische Besatzung auf dem Dänholm zu überfallen und die Insel selbst vielleicht zurückzuerobern. An der Wachsamkeit der kriegsgeübten Mannschaft des Regiments Götze scheiterte aber dies Unternehmen. Diese alten versuchten Krieger hielten gar scharfe Wacht, und mochte die Dunkelheit der Nacht auch noch so groß sein und der Sturm noch so gewaltig brausen, die aufgestellten Posten hatten Auge und Ohr stets offen. So wurden die leise heranrudernden Schiffe der Stralsunder denn noch zeitig ge-

nug entdeckt, um mit einem gar unsanften Gruß aus den hinter Schanzen aufgestellten Falkonets empfangen zu werden. Zwar thaten diese im nächtlichen Dunkel abgefeuerten Schüsse keinen sonderlichen Schaden, allein der Zweck des heimlichen Ueberfalls ward doch dadurch vernichtet. Die Alarmtrommeln wirbelten auf der Insel, und mit der Schnelligkeit einer gut geübten Kriegsschaar trat das ganze Regiment Götze unter die Waffen. Den offenen Kampf jetzt zu wagen, war das Seevolk auf den zwei Leichterschiffen aber zu schwach, und mochte der alte Jochen Pavels auch Mond und Sterne vom Himmel herunterfluchen wollen, es nützte dies weiter nichts, man mußte von der Landung abstehen. Den Kampf aber wollte man trotzdem doch nicht gänzlich aufgeben, und so fing man denn von den Schiffen an aus den mitgenommenen Gewehren und zwei kleinen Böllern, die man an Bord hatte, die Besatzung zu beschießen. So begann denn am Frühmorgen des 5. Februar 1628 der Anfang der in unserer deutschen Geschichte so denkwürdigen Belagerung von Stralsund. Bedeutendes kam jedoch bei der Unvollkommenheit der damaligen Schußwaffen auf beiden Seiten bei dieser Beschießung nicht heraus, und es ward

mehr Pulver verschossen, als daß gerade viele Menschen durch die Kugeln fielen. Und doch hallten diese ersten Schüsse durch den ganzen deutschen Norden wieder, und Tausende wünschten den muthigen Stralsundern, welche den Kampf gegen die Friedländische Gewaltherrschaft nun so herzhaft begonnen hatten, einen glücklichen Sieg. Konnten aber die städtischen Schiffe den Dänholm auch nicht erobern, so kreuzten sie doch unablässig um ihn herum, um dadurch der daselbst befindlichen Besatzung die Zufuhr der Lebensmittel vom Festlande abzuschneiden. So kam es denn bald hier zu wiederholten kleinen Kämpfen, und die Wellen des Meeres rötheten sich schon mitunter von menschlichem Blute.

Bei einem derartigen Gefechte zwischen einer feindlichen Streifpartei, welche zu Boote Lebensmittel nach dem Dänholm führen wollte, und einer Abtheilung Seemänner aus der Stadt fiel ein Friedländischer Officier in die Gefangenschaft letzterer. Der Kampf war lange und hitzig gewesen, denn der junge Krieger, obgleich von bedeutender Uebermacht angegriffen, hatte unter keinen Umständen sich ergeben wollen. Auf einer Bank seines Bootes stehend, hatte er mit seinem langen geraden Ritterschwert so gewandt gefochten, daß

keiner der Stralsunder sich ihm zu nahen wagte. Die Kraft des alten Jochen Pavels gab hier endlich den Ausschlag. Er hob sein schweres Handruder zum wuchtigen Hieb in die Höhe, und führte nun einen so derben Schlag nach der Schulter des Officiers, daß diesem die Waffe aus der Hand fiel, er selbst zu taumeln anfing und bald von der Bank herab rückwärts in das Meer stürzte. Ein rohes Gelächter der Matrosen begleitete seinen Fall, und einzelne von ihnen meinten, es sei das Beste, den im Wasser Schwimmenden nur gleich ertrinken zu lassen. Der alte Pavels jedoch war zwar rauh, aber nicht grausam, und es widerstrebte ihm, einen Feind, der noch so eben sehr muthig gegen ihn gefochten hatte, jetzt ohne Weiteres ertrinken zu lassen. Mit einem derben Fluche über die Grausamkeit seiner Gefährten zog er den Bewußtlosen aus dem Wasser, und hob ihn in sein Boot. Es war ein schöner junger Mann von kräftigem Körperbau und edel geformtem Gesicht, um welches jetzt das lange schwarze Haar in nassen Flechten hing. Seinem ganzen Aussehen nach schien er ein Südländer, ein Spanier oder Italiener zu sein, wie deren so viele in dem aus allen möglichen fremden Nationalitäten zusammengesetzten

Friedländischen Heere dienten. Nach des Führers Fall ergaben sich bald auch seine Soldaten, und so konnte das von Pavels befehligte Fahrzeug mit ungefähr zwanzig feindlichen Gefangenen nach dem Hafen zurückkehren. Ein allgemeiner Jubel herrschte unter der Volksmenge, welche schnell dort zusammenlief, als sich die Kunde verbreitete, daß ein Officier und zwanzig Soldaten des feindlichen Heeres von der Bootsmannschaft des alten Jochen Pavels gefangen genommen wären. Waren es doch die ersten Siegestrophäen, deren sich die Stralsunder in dem jetzt begonnenen Kampfe rühmen konnten. Namentlich die in ihren Freudenbezeigungen stets zu einer wilden Lustigkeit geneigten Seeleute am Hafen jubelten und brüllten ihr Hurrah, daß es weit durch die ganze Stadt erscholl, ließen die Schiffer, welche sich an ihre Spitze gestellt hatten, und vor allen Bradhering, Pavels und Thies Müller hoch leben; benannten zugleich aber auch die Wortführer der Friedenspartei im Rathe mit manchen, gerade nicht sonderlich zarten Benennungen. Mit finsterem Trotze schauten die Gefangenen auf die sie umringende Volksmenge, und manch alter, viel versuchter Kriegsknecht zuckte vor Scham zusammen, daß er jetzt in die Gewalt eines so wilden Pöbels gera-

then sei. Ihr Officier lag noch immer in der tiefen Betäubung, in welche ihn der kräftige Hieb des alten Schiffers gestürzt hatte, und nur das leise Zucken der Brust und das schwache Athmen aus den geschlossenen Lippen bewiesen, daß noch Leben in seinem Körper sei. Während die Gefangenen vorläufig in einen Stadtthurm untergebracht wurden, war man im Zweifel, was man mit dem bewußtlosen Officier beginnen solle. Zufällig kam, von dem lauten Gelärme herbeigerufen, der alte Bradhering jetzt an den Hafendamm, und eifrige Zungen beeilten sich, ihn von diesen letzten Begebenheiten in Kenntniß zu setzen. Einen mitleidigen Blick warf er auf den ohnmächtigen Officier, und sprach dann in seiner gewohnten festen und bestimmten Weise: „Die Pflicht jedes wahren Christen gebietet uns, unsere Mitmenschen, die in das Unglück gekommen sind, nach besten Kräften zu unterstützen. So lange ein Friedländischer Kriegsmann in Wehr und Waffen uns gegenübersteht, ist er unser Feind, den wir unschädlich machen müssen, der Gefangene oder gar Verwundete aber unser Mitbruder. Sputet Euch daher, Jungens, und tragt mir hier den Ohnmächtigen fein säuberlich in das Nebenhaus, welches Schmied Grotjahn mir eingeräumt hat,

dort wird meine Alte und die Grethe schon für seine Pflege sorgen."

Die leicht bewegliche Volksmenge ward von den Worten Brathering's gerührt und schämte sich ihrer Rohheit, und einige kräftige Matrosen trugen alsbald so behutsam, als dies ihnen nur möglich war, den Bewußtlosen in die bezeichnete Wohnung. Mit einem nochmaligen lärmenden Hurrah auf den greisen Schiffer zerstreute sich hierauf die Menge.

Das Nebenhaus des Schmieds, in welchem jetzt die Bradhering'sche Familie wohnte, war zwar größer und geräumiger, aber lange nicht so behaglich und wohnlich wie ihr früheres Wohnhäuschen, welches jetzt, bis auf den Grund niedergebrannt, als ein wüster Trümmerhaufen dalag. Mit dem Geschick, welches Grethchen für eine derartige Ausschmückung besaß, hatte sie es aber schon in den wenigen Tagen, die sie hier wohnten, verstanden, die wüsten Räume, die früher vielfach als Speicher benutzt waren, möglichst behaglich einzurichten. Hieher brachten die Matrosen nun den immer noch bewußtlosen Officier und legten ihn behutsam auf ein Ruhelager, während Bradhering mit wenigen Worten Frau und Kind von dem Vorgefallenen unterrichtete

und sie zur sorgsamsten Pflege aufforderte. Letzteres war bei dem regen Mitgefühl seiner weiblichen Hausgenossen fast unnöthig, eine so warme Sorgfalt bewiesen sowohl die wackere Hausfrau, als auch Grethchen dem Verwundeten. Auch die Spanierin, welche sich überhaupt, so weit sie dies vermochte, möglichst nützlich zu machen suchte, obgleich sie bei ihrer völligen Unkenntniß der deutschen Sprache wie aller häuslichen Arbeiten nicht allzu viele Dienste leisten konnte, stand jetzt mit an dem Lager des Kranken. Seine edle Gesichtsbildung, die entschieden auf einen Südländer hindeutete, hatte ohnehin schon ihr Mitgefühl in erhöhtem Grade gesteigert. Und nun gar, als sie auf der Brust des Officiers, welche die Schiffersfrau entblößt hatte, um kräftige Einreibungen mit Essig und würzigen Kräutern daselbst vorzunehmen, ein kleines Crucifix, an einer feinen Goldkette hängend, bemerkte. So war der noch immer Ohnmächtige also ein Katholik, ein Angehöriger ihrer Kirche, und mit ängstlicher Spannung harrte sie jetzt des Augenblickes, daß er zuerst seine Lippen öffnen möge. Allzu lange brauchte sie nicht darauf zu warten, denn die einfachen Hausmittel der vielerfahrenen Schiffersfrau verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Ohnmächtige

schlug die großen dunkeln Augen auf, und leise ertönten einige Worte in spanischer Sprache von seinen bleichen Lippen, in denen er fragte, wo er sich befinde, und wer ihn so sorgsam pflege. Mit unnennbarer Freude vernahm die Spanierin diese ersten Laute ihrer heimathlichen Sprache, und beantwortete sie sogleich wieder. Es war also ein Landsmann, welcher, der sorgsamsten Pflege bedürftig, vor ihr lag, und dankbar pries sie den wohlthätigen Sinn des Schiffers, der den Kranken in dieses Haus gebracht hatte.

Aber nicht minder erstaunt und erfreut als das Mädchen zeigte sich der kaum in das Leben zurückgerufene Officier, als die ersten Worte, welche er hier hörte, die seiner Muttersprache waren. Er glaubte zuerst, daß eine süße Täuschung ihn gefangen hielt, als diese wohllautenden Töne sein Ohr berührten, und wagte kaum zu hoffen, daß sie in Wirklichkeit gesprochen wurden. Und als sein Blick nun endlich die Sprechende fand, und er in ihr ein junges schönes Mädchen mit dem unverkennbaren Ausdruck einer Spanierin sah, und neben ihr die in ihrer Art nicht minder anziehende Grethe, dies Urbild einer norddeutschen Schönheit, und der alte verwitterte Seemann in seiner dicken Friesjacke, und seine so wohlwol-

lend aussehende Ehefrau in ihrer einfachen Bürgertracht, die in der Hand noch die Essigflasche hielt, mit der sie ihn wieder in's Leben zurückgerufen hatte, da wußte er anfänglich nicht, wie er sich dies Alles zusammenreimen solle, und hätte fast an der gesunden Denkkraft seines Kopfes gezweifelt.

Die Erzählung der Spanierin löste allmälig alle seine Zweifel, und erklärte ihm, wo er sei und wie es komme, daß er sie hier finde. Jetzt theilte er ihr auch mit, daß sein Name Alvarez, er aus Sevilla gebürtig sei und jetzt als Officier im Friedländischen Heere diene, wie dies von vielen seiner Landsleute geschah. Ja, es ergab sich allmälig nach manchem Hin- und Herfragen sogar, daß er in weitläufiger Verwandtschaft mit Juanita stehe, und manche gemeinsame Bekannte mit ihr habe, die jetzt in Andalusien wohnten. Gar gewaltig war der Eindruck, den diese Mittheilung auf das erregte Gemüth des jungen Mädchens machte. Sie fühlte sich jetzt, wo sie einen Stammgenossen hatte, der mit ihr die gleiche Sprache redete und denselben Glauben theilte, lange nicht mehr so vereinsamt, als dies früher, trotz der freundlichen Aufnahme bei der Schifferfamilie, der Fall gewesen war. Mit der unausgesetztesten

Sorgfalt widmete sie sich nunmehr der Pflege des Verwundeten, dessen gänzliche Wiederherstellung selbst im besten Falle noch immer einige Wochen erfordern konnte, denn mit einem zu schweren Schlage hatte das Ruder des alten Jochen Pavels seine Schulter getroffen. Besaß sie doch jetzt einen Zweck ihres Aufenthalts in Stralsund, durfte sie sich doch selbst sagen, daß sie hier Nützliches stifte und nicht mehr so überflüssig sei, als dies bisher der Fall gewesen war. Und wenn sie nun an dem Lager des Verwundeten saß, der bald mehrere Tage von einem schweren Wundfieber umfangen wurde, seine heißen Lippen mit kühlendem Getränk labte, das Kopfkissen ihm unter das schmerzende Haupt schob, damit er bequemer ruhen konnte, und mit den Worten ihrer gemeinsamen Muttersprache, die aus ihrem Munde doppelt wohllautend klangen, ihm Trost zusprach, so daß endlich sein Gesicht einen freundlichen Ausdruck annahm und er ihr mit schwacher Stimme gar innig dankte, oder wenn sie später, als das Fieber schon mehr geschwunden war, ihm die schönen spanischen Romanzen und Volkslieder vorsang und den Gesang mit der Guitarre begleitete, und er dann so eifrig lauschte, daß ihm ja kein Ton dieser süßen Melodien entgehe, wie kurz, wie unendlich

kurz verstrichen ihr dann die Stunden, die ihr bisher oft mit so unerträglicher Langsamkeit vergangen waren. Die Schiffersfrau und Grethchen, welche sich ohnehin mit dem fremden Officier nicht verständigen konnten, überließen bald dessen Pflege allein der jungen Spanierin, da sie wußten, daß diese sie am freudigsten und besten besorgen würde. So befand sich Juanita denn fast stets allein am Lager des Kranken, den man in einem abgelegenen Stüblein des jetzt bewohnten Hauses möglichst gut zu betten gesucht hatte. Ward die Sorge der Schifferfamilie doch jetzt ohnehin von Tag zu Tag mehr von dem Fortgang der Belagerung in Anspruch genommen. Besonders der Schiffer selbst war jetzt nur auf kurze Augenblicke ein flüchtiger Besucher seines Hauses, so sehr hatte er bei den vielfachen Geschäften, welche die kräftige Vertheidigung der Stadt erheischten, zu thun. Er war jetzt nebst den zwei Schiffern Blome und Stulb zu Anführern der gesammten Stralsunder Streitmacht zur See erwählt worden; ein in jetziger Zeit eben so gefährlicher und schwieriger als wichtiger Posten. —

Der inzwischen vom Kaiser Ferdinand zum Feldmarschall ernannte Oberst von Arnim gerieth in den äußersten Zorn, als er vernahm, daß die

Stralsunder Bürger es gewagt hätten, seine Besatzung auf dem Dänholm anzugreifen und ein Friedländisches Commando gefangen zu nehmen. Er sandte einen Herrn der pommer'schen Ritterschaft in die Stadt, der den Auftrag erhielt, dem Rath die Botschaft zu überbringen, daß Stralsund schon am nächsten Tage entschieden mit schwerem Geschütz beschossen werden solle, sobald man nur noch die mindesten Feindseligkeiten gegen die Besatzung der Insel zu unternehmen wage. Auch verlangte er eine alsbaldige Rücksendung der Gefangenen. Die Friedenspartei unter den Rathsherren ward durch diese Botschaft in die größte Bestürzung versetzt, und versuchte ihr ganzes Ansehen geltend zu machen, daß man sich diesem Begehr Arnim's fügen möge. Man stellte auf's Neue die Wehrlosigkeit einer vereinzelten Stadt, wie Stralsund war, den ungeheuren Hülfsmitteln, über welche der Herzog von Friedland gebieten konnte, gegenüber, und wußte das Thörichte eines solchen Widerstandes mit den lebhaftesten Worten zu schildern. Zwar gewann in der Rathsversammlung selbst diese ängstliche Partei entschieden die Oberhand, und wäre es ihrem Willen nach geschehen, so hätte Stralsund auch jetzt noch sich auf Gnade und Ungnade dem Feldmarschall Arnim

unterworfen, allein die kräftigen Männer unter den Bürgern hegten glücklicher Weise eine andere Ansicht. Nicht umsonst hatte der Schiffer Bradhering sein eigenes Haus den Flammen geopfert; sein muthiges Beispiel entzündete viele bisher noch zweifelhafte Gemüther, und fast einstimmig beschlossen die vier Quartiere der Bürgerschaft, jede Forderung Arnim's entschieden abzulehnen und sich zum hartnäckigsten Widerstand zu rüsten. So ruhten zwar auf kurze Zeit wieder die Waffen, allein die Stralsunder Schiffe hielten die Insel Dänholm eng umschlossen, ließen keine Lebensmittel für die dortige Besatzung durch, und auf beiden Seiten ward für den bald beginnenden Kampf auf das eifrigste gerüstet. Der Feldmarschall von Arnim ließ von Stettin und Greifswalde her schweres Belagerungsgeschütz gegen Stralsund schleppen, was bei dem damaligen schwerfälligen Material und den fast grundlosen Wegen eine äußerst beschwerliche und viel Zeit erfordernde Arbeit war. Die Stralsunder Bürger aber arbeiteten Tag und Nacht daran, ihre Wälle zu verstärken und neue, feste Schanzen vor den Thoren aufzuwerfen.

Das Wichtigste mit für die Stadt, wenn sie wirklich den Kampf auf Leben und Tod jetzt be-

ginnen wollte, war aber die Anschaffnung von Geschützen, an denen es sehr fehlte. Zwar konnte man solche von Lübeck aus, wo sich eine für die damalige Zeit ziemlich bedeutende Geschützgießerei befand, leicht und schnell beschaffen, allein es gehörte Geld dazu, und solches war nicht vorhanden. So faßten die Bürger bald den Entschluß, eine freiwillige Sammlung an Geld und Metall, was Jeder zum Ankauf von Geschützen beisteuern wolle, zu veranstalten. Ein gar erfreuliches Bild von Opferfreudigkeit und patriotischem Sinn der wackern Bürgerschaft zeigte der Tag dieser Sammlung, die in der großen Schenkstube des Hauses der Schiffergilde vorgenommen wurde. Nach und nach traten die Einzelnen herein und brachten ihre Gaben, welche von zwei dazu Bevollmächtigten entgegengenommen und in einem eigenen Buche verzeichnet wurden. So verschieden wie die Geber selbst waren oft auch die Opfer, welche sie auf den Altar des Vaterlandes jetzt niederlegten. Hier erschien der alte Bradhering und opferte einen silbernen Trinkbecher von schwerer Arbeit, den er einst von einem Amsterdamer Kaufherrn, dessen Schiff er vor Schiffbruch gerettet hatte, zum Geschenk erhalten. Es war ein werthvolles Geschenk, wohl immer an hundert Reichs-

thaler werth, und von dem Besitzer bisher hoch in Ehren gehalten, jetzt aber freudig für den beabsichtigten Zweck gespendet. Seine würdige Hausfrau gab einen silbernen Löffel, bisher der einzige, den sie je besessen und als Prunkstück ihrer kleinen Wirthschaft betrachtet hatte. Grethchen aber nahm erröthend einen Henkelducaten, den sie am Halse als Schmuck getragen, ab und legte ihn auf den für die Gaben bestimmten Tisch. Einige andere Schiffer spendeten seltene silberne oder goldene Schaumünzen, welche sie aus fernen Landen mitgebracht hatten, mehrere Handwerker die Hauptgewinne, die sie bei dem Festschießen sich durch die sicheren Schüsse ihrer Flinten erworben hatten. Selbst ein armes Mütterchen, die in Kümmerniß lebende Wittwe eines auf der See verunglückten Schiffers, schlich an ihrem Stock herbei und legte mit zitternder Hand eine kleine spanische Schaumünze, die sie aus dem Nachlasse ihres Mannes geerbt hatte, auf den Tisch. Auch die Matrosen und Bootsleute drängten sich an den Opfertisch, und jeder spendete je nach seinen Verhältnissen eine größere oder kleinere Gabe. Mit Ausnahme einiger reicher Kaufherren von der Friedenspartei in der Rathsversammlung schloß kein Stand, weder arm noch reich, vornehm oder

gering, sich von dieser patriotischen Sammlung jetzt aus. So kam denn an einem Tage schon so viel Geld und edles Metall zusammen, daß man sich in größter Eile den hinreichenden Bedarf an schweren Geschützen zu Schiff aus Lübeck kommen lassen konnte.

Zwar dauerten im Innern der Stadt die Zwistigkeiten zwischen der Friedenspartei in der Rathsversammlung, welche noch immer nicht von der thörichten Hoffnung ablassen wollte, daß es zu keinem ernsthaften Kampfe kommen werde, und der kräftigen, zu Allem entschlossenen Bürgerschaft noch immer fort, trotzdem aber ward Alles auf das sorgsamste für den baldigen Kampf vorbereitet. Namentlich um den Besitz des wichtigen Dänholms ward heftig gerungen, und die Stralsunder schlossen durch ihre zahlreichen, mit kühnen Seeleuten besetzten Boote und kleinen Fahrzeuge die Insel so eng ein, daß die dort befindliche Besatzung bald den empfindlichsten Mangel an Lebensmitteln und Munition zu leiden anfing. Was die Stralsunder Kugeln und Schwerter vielleicht noch nicht so bald erreicht haben würden, das that der Hunger; der auf dem Dänholm commandirende Friedländische Officier bat um eine Capitulation. Es kam eine solche zu Stande, und die feindliche

Besatzung räumte die bisher besetzten Schanzen, und zog nach der Insel Rügen ab. So hatte denn das muthige Verhalten der Stralsunder Bürgerschaft diesen ersten, in seinen Folgen sehr wichtigen Sieg schon errungen.

Ein allgemeiner Jubel herrschte in der Stadt, als dieser Abzug der Feinde von Dänholm bekannt wurde. Von den Thürmen ward mit den Glocken geläutet, die Volksmenge strömte auf den Straßen zusammen, und Alt und Jung, Mann und Weib freuten sich dieses erlangten Sieges. Alle früheren Feindseligkeiten zwischen den vier Quartieren der Bürgerschaft und der Rathsversammlung hörten von nun an gänzlich auf, und ein allgemeiner Geist der Versöhnung beherrschte alle noch so verschiedenen Parteien in der ganzen Stadt. Es war dies auch dringend geboten, denn man durfte von nun an sicher darauf zählen, daß der stolze Herzog von Friedland diese Niederlage, welche sein bisher unbesiegtes Kriegsvolk jetzt erlitten hatte, nicht ungerächt vorübergehen lassen, sondern jedes Mittel mit der rücksichtslosesten Energie anwenden werde, diese Stadt, die seinen Drohungen einen so entschiedenen Widerstand entgegengesetzt hatte, vollends in seine Gewalt zu bekommen. Um nun mit den gesammten Kräften

Stralsunds diesen Friedländischen Angriffen einen desto kräftigeren Widerstand entgegensetzen zu können, ward von Bürgerschaft und Rath ein gemeinsamer Eidschwur geleistet. Dieses Actenstück ist so charakteristisch und wirft ein so helles Licht auf die damalige mannhafte Zeit, daß einige Stellen daraus hier immerhin am Platze sein mögen. Es heißt: „Eines Ehrbaren hochweisen Rathes und der ganzen Ehrliebenden Gemeine der Stadt Stralsund beliebte und beschworene Kapitulation und Artikelsbrief im Rathe verlesen und beliebet und von demselben beschworen.

„Ein ehrbarer Rath, die Bestallten der Stadt, Obersten, Capitäne und Befehlshaber, wie auch Alter- und Hundertmänner, Werkmeister und ganze Gemeine haben sich wissentlich mit gutem Vorbedachte und gehabtem zeitigen, weisen Rathe im Namen der hochgelobten heiligen Dreifaltigkeit verknüpft und verbunden, in diesen so gefährlichen Läufen und vor Augen schwebender Kriegsgefahr, bei der wahren Religion Augsburgischer Confession beharrlich bis an's Ende zu verbleiben und dafür wie auch für gemeine und unserer S tadt Freiheit Privilegien, Recht und Wohlfahrt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten und zu fechten, und in Allem blos und allein des Vaterlandes und

gemeiner Stadt Bestes und Aufnehmen ohne Scheu, Eigennutz und Ersparung des Leibes, Gutes, Blutes in Acht zu haben und zu fördern.

„Also haben wir uns erstiglich vereinigt und verbunden, keine Besatzung oder Einquartierung innerhalb unserer Ringmauern, Schlagbäume und Ziegeln zu verhängen, sie werde angemuthet, von wem sie wolle, Niemand ausgeschlossen, sondern dieselbe mit allen möglichen Kräften, Mitteln und Wegen und wo nöthig mit Vergießung unseres Blutes und mit äußerster Gegenwehr durch göttlichen Beistand abzuwenden.

„So wollen wir auch unserer bestallten Obersten, Capitäne und Befehlshaber nutzbaren Ordinanzen zu gemeiner Stadt Defension und Besten, in Schimpf und Ernst Folge leisten und ihrem redlichen Commando uns willig untergeben, sie ehren und respectiren, auch bei unseren Fähnlein bis in den Tod männlich und getreu stehen, halten und fechten, und den Ort, wohin wir commandirt sind, ohne fernere Ordnung nicht verlassen.

„Unsere Wachen wollen wir selbst in Person, wofern wir nicht durch unvermögliches Alter, Schwachheit, Reisen und wahre Breßhaft verhindert sind, sonst aber durch einen qualificirten, der Stadt vereideten Mann bestellen, oder auf den widrigen

Fall der Execution vermöge der Wachordnung uns willig untergeben, auch uns des unnöthigen Schießens und überflüssigen Saufens auf der Wache gänzlich enthalten.

„Wer wider diese Capitulation handelt, soll an Leib, Ehre und Gut nach Gelegenheit der Verbrechung bestraft werden ohne Ansehen der Person. Und wollen wir sammt und sonders Alles, wie obsteht, getreulich halten, so wahr uns Gott und sein heiliges Evangelium helfen soll."

Man sieht, wie vortheilhaft sich diese einfache, kräftige und wahrhaft männliche Sprache von dem schwülstigen Phrasenthum der Proclamationen, welche Volksversammlungen und alle derartigen Vereine unserer Jetztzeit zu erlassen stets beflissen sind, unterscheidet. Freilich waren es damals auch wirklich kräftige Männer, bereit mit Wehr und Waffen für die Freiheit ihrer geliebten Vaterstadt einzustehen, während jetzt gewöhnlich Literaten und Advocaten, oder andere eitle und ehrgeizige Schwätzer, bei allen derartigen Vereinen das große Wort führen und die urtheilslose Zuhörermenge bei ihren vollen Biergläsern ihnen ihren Beifall zubrüllt, ohne indeß zu dem mindesten Opfer dafür an Gut und Blut irgendwie bereit zu sein.

Seit Monden trat der alte Schiffer Bradhering

nicht so fest und stolz auf, und strahlte sein Gesicht nicht so von innerer Zufriedenheit, als an dem Morgen, da er als Oberältester der Schiffergilde dies Actenstück auf dem Rathhause mit beschworen hatte. Er durfte sich selbst das Zeugniß geben, daß sein unermüdlicher Eifer und seine volle Opferfreudigkeit Alles, was er besaß, für der Vaterstadt Wohl hinzugeben, nicht wenig dazu beigetragen hatten, daß die mannhafte Erklärung endlich allgemein beschworen und somit auch die Friedenspartei im Rathe beseitigt wurde. Höher aber, als die glänzendste Gnadenkette vom mächtigsten Fürsten ihm ertheilt, belohnte dies frohe Selbstgefühl den wackern Bürger. Auch Frau und Kind mußten an dieser stolzen Freude mit theilnehmen, und besonders der feurig-patriotische Sinn von Grethchen ward nicht wenig dadurch ergriffen. „Gottlob, Vater, daß wir jetzt wenigstens in der Stadt Alle einig sind und diese Zwistigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft endlich aufgehört haben. Jetzt, wo ganz Stralsund einmüthig sich gegen den Feind erhebt, wird sicherlich kein Friedländischer Soldat in unsere Mauern einrücken," sprach sie frohen Tones zu ihrem Vater.

„Gebe Gott, mein Mädchen, daß Du recht hast. Wenigstens werden wir mit Ehren unter-

gehen, wenn wir auf die Länge auch nicht der allzu großen Uebermacht des Friedländers Widerstand leisten können, und das allein ist auch schon der größten Opfer werth. — Schade, daß nicht so ein paar Hundert Mädchen wie Du in der Stadt sind. Ihr könntet dann schon immer eine tüchtige Freicompagnie bilden" — scherzte er zu der Tochter, dabei mit freudigem Vaterstolz deren kräftige, blühende Gestalt und anmuthige Gesichtsbildung anblickend.

„Wie Du nur so sprechen kannst, Vater. Wir Mädchen gehören nicht auf die Straßen und Wälle, um mit Wehr und Waffen zu kämpfen, sondern die Küche und die Krankenstube muß unser Bereich sein, wo wir mit allen Mitteln wirken sollen, und auch so können wir der Vertheidigung der Stadt mit unseren Kräften viel nützen," entgegnete ernsthaft die Tochter.

„Hast recht, Grethel, ein Mädchen, die einen Mann vorstellen will, ist mir eben so widerlich wie eine weibische Mannsperson. Gott hat jedem Geschlecht seine besonderen Eigenthümlichkeiten verliehen, welche für das allgemeine Wohl nützlich verwandt werden sollen. Der Mann muß hinaus auf die See, oder auf das Pferd, oder auf dem Rathhause mit Worten, oder in der Schreibstube

mit der Feder streiten; das Weib aber in Küche und Keller, Kinder-, Wohn- und Krankenstube in stiller Geschäftigkeit walten, so verwenden Beide am besten ihre besonderen Anlagen, und werden selbst auch das ungetheilteste Gefühl der inneren Befriedigung empfinden," meinte lächelnd der Vater, dabei dem Töchterchen mit seiner breiten braunen, arbeitsgehärteten Hand liebkosend über die rosigen Wangen streichelnd. —

Und an dem Tage, als Stralsund sich in einmüthiger Begeisterung über diese feste Vereinigung von Bürgerschaft und Rath, und über den so eben geleisteten patriotischen Eid freute, da brachte ein leichtes Fahrzeug nebst vieler Munition auch einen jungen Krieger von Danzig her in die Stadt. Es war eine hohe stattliche Gestalt in voller Jugendkraft, und obgleich er die schwedische hellblau-gelbe Schärpe über der Schulter trug, zeigte sein ganzes Auftreten unverkennbar den Deutschen. Auch die Sprache, mit der er am Hafen nach dem Hause des Bürgermeisters Steinwig frug, war die des mecklenburgischen Dialektes. Der stattliche Krieger in langen Reiterstiefeln, einen Elennskoller über das hellblaue, gelbverbrämte Wamms, die Sturmhaube mit der gelb-blauen Feder trotzig auf das blonde Lockenhaar gedrückt,

erregte, wie er klirrend mit festen Schritten durch die Straßen schritt, allgemeine Aufmerksamkeit. Mehr als ein schmuckes Bürgertöchterlein schaute mit ihren klaren Augen gar wohlgefällig dem hübschen Reitersmann, wie die Stadt deren nicht viel aufzuweisen hatte, nach. Ohne hierauf weiter zu achten, schritt der schwedische Officier, denn dies mußte der Fremde seinem Anzuge nach unbedingt sein, jedoch zum Rathhause, wo der Bürgermeister noch anwesend war, und erhielt auch bald den gewünschten Eintritt bei diesem.

„Ich bin ein mecklenburgischer Junker und heiße Hans Leberecht von Blücher, diene seit fast anderthalb Jahren aber schon als Cornet im Heere des Königs Gustav Adolph von Schweden. Kürzlich erfuhr ich, daß die Stadt Stralsund sich zum ernsthaften Kampfe gegen den Friedländer rüste, und da ich gegen diesen, der mein Vaterland Mecklenburg jetzt auf so schändliche Weise unterdrückt, sehr gern mein Schwert ziehen möchte, so erbat ich mir von dem Könige Urlaub, um hier in zeitweilige Kriegsdienste zu treten, der mir denn auch gewährt wurde. Hier dies Zeugniß meines Obersten Rosladin bestätigt meine Brauchbarkeit als Officier. So wollte ich denn jetzt meine Dienste antragen und fragen, ob man mir, so lange der Kampf

dauern wird, ein Fähnlein Fußvolk zur Führung anvertrauen will," sprach der Fremde, in freimüthig soldatischer Weise sich dem Bürgermeister selbst vorstellend, und dabei mehrere Papiere überreichend.

Die Zeugnisse lauteten durchweg günstig; die Persönlichkeit des jungen Mannes mußte sehr für ihn einnehmen. Ueberdies bedurfte die Stadt jetzt vor Allem erfahrene Kriegsmänner, und so ward sein Antrag denn mit Freuden angenommen. Schon am selben Tage ward von Blücher in den Eid der Stadt genommen und ihm die Führung eines Fähnleins Fußvolk, das man größtentheils aus entlassenen dänischen Kriegsknechten angeworben hatte, anvertraut. —

Der Stadt Stralsund sollte aber an diesem ereignißvollen Tage noch eine anderweitige Hülfe zukommen. Spät in der Nacht ländete am Hafen ein kleines Fischerboot, in dem zwei Männer und ein Knabe saßen, welche durch harte Anstrengung und vielfache Entbehrungen schon so entkräftet waren, daß sie kaum ihre Glieder noch rühren konnten. Es war der Ritter von Rechow auf Alt-Rechow mit dem Fischer und dessen Sohn, welche die Bootsfahrt hieher unternommen hatten. Die Reise war eine ungemein beschwerliche und gefährliche gewesen, und mehr als einmal hatten die

kühnen Schiffer in der größten Lebensgefahr geſchwebt. Heftige Stürme, wie ſolche um dieſe Zeit in der Oſtſee nur allzu häufig wüthen, hatten das leichte Boot erfaßt und weit auf das tobende Meer getrieben. Der Proviant, der nur auf wenige Tage berechnet geweſen, war zuletzt ausgegangen, und ſo hatten Alle arge Entbehrungen an Speiſe und Trank ertragen müſſen. Einige geräucherte Fiſche und ſpärliches Regenwaſſer, welches man im Boote aufgefangen, hatte die einzige Nahrung der Männer gebildet. Dabei war das leichte Schiff von den Wellen ſo arg umhergeſchleudert worden, daß nur die ſtarke Fauſt des alten Fiſchers, der mit vielerprobter Geſchicklichkeit das Steuerruder führte, das Umſchlagen verhindern konnte. Tag und Nacht faſt hatte inzwiſchen der Rechower das von den Wellen in das Boot geſpritzte Waſſer ausſchöpfen müſſen, um es ſo vor dem Sinken zu ſchützen. Und als ſpäter der Sturm ſo weit nachgelaſſen hatte, daß man die Ruder gebrauchen konnte, um endlich Stralſund zu erreichen, da hatte er, mochten Arme und Hände ob der ungewohnten Arbeit auch noch ſo heftig ſchmerzen, ſo anhaltend rudern müſſen, als habe er ſich von Jugend auf dem Berufe eines Bootsfahrers gewidmet. Wie ſah aber der

alte Ritter auch jetzt aus? Mindestens um dreißig Pfund leichter war er während dieser Fahrt geworden, die von dem Ritte durch den Wald und jetzt von der Seefahrt bis zur Unkenntlichkeit zerrissenen und beschmutzten Kleider schlotterten nur so um die hageren Glieder, und die einst runden Backen waren mager und abgezehrt. Wer ihn früher und zur Zeit seines Wohllebens auf seinem Rittergute gesehen hatte und jetzt hier am Stralsunder Hafen an das Land steigen sah, der hätte ihn wahrlich kaum wieder zu erkennen vermocht.

„Gott sei neunundneunzigtausendmal gepriesen, daß ich endlich wieder festen Boden unter den Beinen fühle. Nein, in so ein verfluchtes Boot bringt mich kein Teufel jemals wieder hinein," waren die ersten Worte, mit denen er an das Land stieg.

„Glaub's wohl, Herr Ritter, daß es Euch ungewohnt, vorkommt. Unsereins ist schon daran gewöhnt, und ich habe schon manche schlimmere Fahrt gemacht," meinte ruhig der alte Fischer, während Jochen, sein Junge, gar vergnüglich lachte und ausrief: „So eine rechte Bootsfahrt beim fliegenden Sturm wäre doch ein Hauptspaß."

Das Erſte, was der Ritter verlangte, war kräftige Speiſe und Trank für ſich und ſeine Begleiter, und als das Boot erſt ſicher befeſtigt war, ſchlug er den Weg nach der ihm von früheren wiederholten Beſuchen in Stralſund wohlbekannten erſten Herberge der Stadt ein. Er mußte gar lange pochen, bis ein ſchlaftrunkener Hausknecht die Pforte öffnete und dann ihm bei ſeinem Erblicken ſogleich wieder vor der Naſe zuſchlug, in der Meinung, es ſei ein betrunkener Landſtreicher, der ſeine nächtliche Ruhe ſtören wolle. Solche Zurückſetzung war dem Ritter niemals in ſeinem Leben geſchehen, und er auch nicht der Mann dazu, ſie geduldig zu ertragen. Mit Fäuſten und Stiefelabſätzen machte er alsbald einen ſolchen Lärm an der verſchloſſenen Thür, daß nicht allein der Wirth und der Kellner, ſondern Alle, die im Hauſe nur ſchliefen, davon erwachten. Mit hochgeſchwungenen Knitteln wollten Wirth und Knechte ſchon auf dieſen Ruheſtörer und ſeine beiden Begleiter losſtürzen, als des Ritters Stimme: „Aber Schockſchwerenoth, was iſt denn dies für eine verfluchte Wirthſchaft hier im Hauſe? Kennt Ihr denn mich, den Rechower, nicht mehr, der doch ſchon manchen harten Thaler bei Euch verzehrte, Ihr blinden

Maulwürfe?" dieſen Grimm alsbald in die größte Höflichkeit verwandelte. Beſonders der Wirth ſelbſt, der jetzt den vielgeehrten Gaſt erkannte, bat dringend um Entſchuldigung, und beeiferte ſich, in möglichſter Eile alles Verlangte herbeizuſchaffen.

Von der oberen Treppe aber, wo ein leicht bekleideter fremder Gaſt ſtand, den der nächtliche Lärm aus ſeinem Zimmer gelockt hatte, ertönte ein herzliches Gelächter und der Zuruf: „Oho, Herr Ritter, wie feiert Ihr denn Euren Eintritt hier? Eure mächtige Stimme hätte man ſchon unter Tauſenden herauskennen müſſen." Es war der nunmehrige Hauptmann von Blücher, welcher ſeine Einkehr hier genommen hatte, der dies rief, und mit herzlichem Händedruck begrüßten ſich die beiden Bekannten, die ſich ſo plötzlich hier wiedergefunden hatten.

Was das Haus nur an kräftigen Speiſen enthielt, hatte der Wirth eiligſt herbeigeſchleppt, um den Hunger des Ritters zu ſtillen. An ſeine Seite bei Tiſche mußten ſich nun der Fiſcher und ſein Junge ſetzen, anders litt er es nicht. „Habt Ihr im Boote mir treulich geholfen und weſentlich zur Rettung meines Lebens beigetragen, ſo müßt Ihr auch jetzt bei Tiſche neben mir ſitzen,"

ſprach er. Auch der Hauptmann von Blücher, der ſich ſchnell etwas wärmer gekleidet hatte, ſetzte ſich noch mit in die Gaſtſtube, da er den Rechower Vieles zu fragen und auch ihm wieder über ſeine eigenen Lebensſchickſale mitzutheilen hatte. Mit Erſtaunen bemerkte der Hauptmann aber, daß der alte Ritter den Wein, dem er doch ſonſt ſo ſtark zuzuſprechen liebte, jetzt ganz verſchmähte und ſeinen Durſt nur in Bier, was er freilich in langen Zügen trank, ſtillte, und erfuhr nun den Grund dieſer Mäßigkeit.

„Haben wir den Friedländer erſt wieder aus dem Lande und unſere beiden lieben Herzöge darin, dann ſoll es aber auch ein Trinken werden, mein lieber Blücher, wie es in Mecklenburg noch niemals dageweſen. Wißt ja, wie der Grabſpruch auf dem Leichenſtein meines Vorfahren auf dem Doberaner Kirchhofe lautet:

„Ick bin een mecklenbörgſch Eddelmann,
Wat geiht den Düwel mien Supen an,
Ick drink' mit mienen Herrn Jeſu Chriſt,
Wenn Du, Düwel, börſten müſt.
Ick drink mit em ſööte Kalleſchaal,
Wenn Du mööſt liden Höllenqual,
Drum rathe ick Die, Düwel, loop und gah,
Ock up die Düwel ick losſchlah."

ſcherzte der Alte, der jetzt wieder in der beſten Laune war und mit gar nicht zu ſtillendem Appetit ungeheure Portionen von Wurſt, Schinken und anderen derartigen kräftigen Speiſen verzehrte. Auch der Fiſcher und ſein munterer Junge wußten ſchon gehörig zu eſſen, und es war eine Freude, zu bemerken, wie ſehr ihnen die ſo guten Gerichte, wie ſie ſolche freilich früher nicht häufig bekommen hatten, mundeten.

„So, mein lieber von Blücher, ſatt wäre ich denn nun glücklich wieder, jetzt noch ein gehöriger Schlaf, denn ſeit zehn Tagen bin ich gar nicht aus den Kleidern mehr gekommen, und dann kann ich morgen ſchon Kriegsdienſte hier nehmen und gehörig auf die verhaßten Friedländer mit drein ſchlagen helfen," ſprach ſchmunzelnd der Rechower, ein rieſiges Stück Spickgans noch zuletzt in den Mund ſchiebend, und mit einem langen Zuge aus der Bierkanne dann hinunterſpülend.

„Was, Ritter von Rechow, Ihr wollt hier wirklich Kriegsdienſt nehmen?" frug erſtaunt der neue Hauptmann.

„Gewiß — gewiß, mein junger Freund, will ich dies. Glaubt Ihr denn, der alte Rechower werde ſich hier in Stralſund auf die faule Bärenhaut legen und zuſehen, wie ſich andere Leute

für ihn todtschießen lassen. Nein, da fließt doch zu gutes mecklenburgisches Blut in meinen Adern. Wenn ich auch kein Soldat von Handwerk bin und schon über die sechzig Jahre zähle, so kann ich mein Schwert doch so gut als der Jüngste führen, und wenn es zum Dreinschlagen kommt, sollt Ihr Eure Freude daran haben, was ich für Hiebe austheilen kann. — Sagt, wollt Ihr mich als Fähndrich bei Eurem Fähnlein annehmen, so verspreche ich Euch guten Gehorsam," lachte der Alte.

„Ist das wirklich Euer Ernst und wollt Ihr Dienst nehmen, so würde ich es freilich als große Ehre betrachten, wenn Ihr in mein Fähnlein eintreten wolltet. — Doch ich bin nur ein junger Mann, und stehe an Alter, Grundbesitz und sonstigem Ansehen weit hinter Euch zurück, und so würde es sich freilich nicht gut schicken, wenn ich Euer Vorgesetzter würde," meinte bedenklich noch Blücher.

„Ach was, Alter und Ansehen, das zählt hier nicht! Ihr seid ein gelernter Kriegsmann von Fach, der bei dem ruhmvollen Gustav Adolph, den Gott bald an unsere Küsten führen möge, daß er uns diese verdammten Papisten vertreiben helfe, schon eine gute Schule durchgemacht hat, und ich

bin ein einfacher Landedelmann, der nur gehörig dreinhauen kann, und so versteht es sich von selbst, daß Ihr befehlt und ich gehorche, so lange ich unter Eurer Fahne stehe. Sollt 'mal sehen, Ihr werdet Eure Freude daran haben, was ich für eine strenge Disciplin halte," antwortete lachend der Alte noch, indem er sich zum Schlafengehen anschickte.

Und was er jetzt am Abend gesprochen hatte, das führte er am andern Morgen mit seiner gewohnten Thatkraft auch richtig aus. Ein langer, fester Schlaf hatte ihn wieder gekräftigt, und so ging er denn in Begleitung des Hauptmanns auf das Rathhaus und erklärte, daß er ohne Sold und sonstige Ansprüche als Fähndrich bei dem Fähnlein des von Blücher getreulich dienen wolle, so lange der Feind vor Stralsund stehe und der Kampf dort währe. Solch' Anerbieten ward vom Bürgermeister Steinwig mit Freuden angenommen, denn jeder kräftige Streiter war jetzt sehr willkommen, und schon am Abend war der Ritter von Rechow auf Alt-Rechow ein Fähndrich der Stadt Stralsund. Wie ein Laufeuer verbreitete sich aber die Kunde, daß ein so hoch angesehenes und allgemein bekanntes Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, wie der alte Rechower

auch in Stralsund war, jetzt als Fähndrich in einer Stadtcompagnie Dienste genommen habe. Nicht wenig geschmeichelt fühlte sich die Bürgerschaft über diese Ehre, und mehr als ein Mann gelobte in seinem Innern, nun auch mit aller Kraft bis zum letzten Blutstropfen dafür zu kämpfen, daß der Ritter diesen Vorzug, den er der Stadt gegeben, nicht bereuen dürfe. Besonders war dies auch bei dem Schiffer Bradhering der Fall, der den Rechower durch wiederholte Holzankäufe, die er früher bei ihm gemacht hatte, persönlich näher kannte. Gar freudig schüttelten beide Männer sich jetzt die Hände, denn sie achteten und schätzten sich gegenseitig nach ihrem wahren Werthe. Und so verschieden der reiche und vornehme mecklenburgische Gutsbesitzer und angesehene Ritter von Rechow durch Geburt, Stand und Lebensverhältnisse in vieler Beziehung auch immerhin von dem Stralsunder Bürger und Schiffer Bradhering sein mochte, so glichen beide Ehrenmänner sich in ihrer Tüchtigkeit, Rechtlichkeit und Mannhaftigkeit doch wieder vollkommen. Waren sie Beide doch echte und rechte Vertreter des wahren, kernhaften norddeutschen Ritter- und Bürgerstandes, wie solcher zu jener Zeit an den Gestaden unserer Nord- und Ostsee sich noch in so kraftvoller Blüthe zeigte. Unter

zwei derartigen Männern konnte zur Zeit gemeinsamer Gefahr und vereinter Opferfreudigkeit für des Vaterlandes Wohl nur ein herzliches Einvernehmen herrschen, wenn auch sonst, in ruhigen Verhältnissen, Stand und Lebensgewohnheiten sie gesellig von einander schieden.

Und als der Ritter von Rechow seine Dienste als Fähndrich nahm, da rüstete sein Fischer mit seinem Jungen auch wieder sein Boot zur Heimfahrt aus. Eine der ersten Handlungen des Rechowers in der Stadt war übrigens gewesen, den Fischer mit seiner gesammten Nachkommenschaft von aller Hörigkeit zu befreien, ihm Alles, was er jetzt in Pacht hatte, als freies Eigenthum zu verleihen, und diese Schenkungsurkunde gerichtlich bestätigen zu lassen.

Der Fischer, den dies freute, nahm von seinem Herrn herzlichen Abschied, erhielt von ihm noch mehrere Aufträge und Briefe für die Heimath, und versprach, so oft Wetter und sonstige Verhältnisse ihm es nur gestatten würden, die Fahrt mit seinem Boote von dem Rechower Strande nach Stralsund zu unternehmen. Es war dies das einzige Mittel, wenn der Ritter nicht von jeglichem Verkehr mit seiner Heimath abgeschnitten sein wollte, denn zu Lande war Alles gesperrt, und

besonders auch der Damgartner Paß von Friedländischen Truppen stark besetzt.

„Verlaßt Euch nur auf mich, gestrenger Herr Ritter, ich will mit meiner Jolle schon oft herfegeln, denn solch' böses Wetter, wie bei dieser letzten Fahrt, ist nicht immer, und bei gutem Winde ist es nur ein Vergnügen, aus Mecklenburg hieher zu fahren," sprach der Fischer noch zu dem ihn bis an den Hafen begleitenden Ritter, als er mit dem Ruder sein Fahrzeug vom Lande abstieß.

„Hurrah, de Vatter hät recht, wie sägeln jetzt ümmer twischen Rechow un Stralsund, un dat Fischen hät uphüürt!" rief freudig Jochen, sein Junge, dem so eine Bootsfahrt ungleich mehr behagte, als das mühsame Heraufwinden der schweren Fischnetze.

„Jung', holl dat Muul, un paß up dat Stüerroder, oder Du kriegst eenen Klapps up Dienen Däskopp, dat Die de Uhren noch bit na Huus davon klingen!" brummte aber der rauhe Vater, da der Junge in seiner Freude nicht genug auf das Steuerruder geachtet hatte, so daß das Boot fast an einen Hafenpfahl angestoßen wäre. Es war ein langer, fast trauriger Blick, den der Rechower noch auf das mit vollen Segeln schnell aus dem Hafen hinausschießende Boot sandte.

Fuhr es doch seinem Besitz zu, während er selbst als ein aus dem Vaterlande Geflüchteter jetzt gezwungen in der Fremde verweilen mußte. Und wie lange diese Verbannung noch dauern, ja ob ihm bei seinem hohen Alter überhaupt noch die Freude zu Theil werden sollte, den Grund und Boden seiner Väter wieder zu betreten, wer konnte dies wissen? Schien es mitunter doch, als wurzele des Kaisers Ferdinand Regierung jetzt wieder so fest in ganz Deutschland, daß keine Hoffnung vorhanden war, das alte gute Land Mecklenburg von der ihm gewaltsam aufgedrungenen Friedländischen Herrschaft jemals wieder zu erlösen. Konnte dies aber nicht geschehen, dann durfte auch der Rechower keine Hoffnung hegen, jemals wieder seine Heimath zu sehen.

Doch es lag nicht in seiner Natur, sich allzu lange solch' düsteren Betrachtungen hinzugeben, und auch die Gegenwart nahm ihn zu kräftig in Anspruch, als daß er Muße hierzu gehabt hätte. Vor Allem galt es jetzt, sich schnell mit Kleidung und Waffen für seinen neuen Kriegerstand zu rüsten, da er bei seiner Flucht nichts hatte mitnehmen können. So mußte er denn Schneider, Sattler, Schuster und Waffenschmied gar eifrig in Thätigkeit setzen, um die für seine riesige Natur

geeigneten Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände in möglich schnellster Zeit zu erhalten. Ein kurzer blauer Waffenrock, darüber ein leichter Brustharnisch von schwarzem Stahl, gelbe Lederhosen, hohe Stiefel und eine Stahlhaube bildeten seine Kleidung. Ueber die Schulter die Feldbinde in den Farben der Stadt Stralsund, dazu ein mächtiges Schwert, so groß, wie es der Waffenschmied nur in seinem Vorrath besaß, so klirrte er schon nach wenigen Tagen durch die Straßen der Stadt. Er sah sehr stattlich in dieser neuen Kriegertracht aus, und wenn auch sein grauer Bart nicht mehr recht zu seiner Würde als Fähndrich passen wollte, so hatte die Stralsunder Besatzung doch sonst wenige Officiere aufzuweisen, die sich, was Kraft und kriegerisches Aussehen anbetraf, mit dem alten Rechower vergleichen konnten. Und mit welchem unermüdlichen Eifer ergab er sich den Pflichten seines neuen Standes und lernte besonders auch das Exercitium, welches freilich in damaliger Zeit sehr einfach war. Nur das Fußgehen wollte ihm, der von frühester Jugend an gewöhnt gewesen war, im Sattel des muthigen Rosses zu sitzen, nicht sonderlich behagen, und hätte das Blücher'sche Fähnlein lange Märsche unternehmen müssen, so wäre ihr neuer Fähndrich gewiß bald liegen geblie-

ben. Bei dem Festungsdienst war dies glücklicherweise jedoch nicht nöthig, und so gab der Ritter denn sehr bald einen überaus zuverlässigen und tüchtigen Officier ab.

Mit allen Kräften rüsteten sich übrigens die wackeren Stralsunder, dem drohenden Ungewitter, welches gegen ihre Stadt heraufzog, den erfolgreichsten Widerstand entgegensetzen zu können. Rath und Bürgerschaft, Soldaten, Schiffer und Handwerker waren jetzt alle vollständig einig mit einander und von dem aufopferndsten patriotischen Sinne beseelt. Selbst die schwächlichen Mitglieder der früheren Friedenspartei machten nunmehr wenigstens äußerlich gute Miene, und suchten durch ihren Eifer den bösen Verdacht, in den sie bei ihren Mitbürgern gekommen waren, möglichst wieder auszugleichen. Wo alle Kräfte einer tüchtigen Stadt in vereinter Ausdauer einem ruhmvollen Ziele zustreben, da kann freilich auch schon Großes erreicht werden.

So schritten denn die Anlagen zur kräftigen Vertheidigung der Stadt, welche übrigens in den letzten Wochen von dem Feldmarschall von Arnim noch nicht ernsthaft angegriffen wurde, da er das dazu nöthige Festungsgeschütz bisher nicht herbeizuschaffen vermochte, immer gedeihlicher fort. Zur

Kriegführung gehört nun einmal Geld, und zwar viel Geld; dies zeigte sich schon in damaliger Zeit eben so sehr, wie unsere jetzige Gegenwart nur zu viele Beweise wieder davon geliefert hat. Zwar waren die Summen, welche man vor zweihundert Jahren gebrauchte, im Vergleich zu den Millionen, mit welchen unsere Gegenwart rechnet, ganz erstaunlich gering, allein sie mußten doch geschafft werden. So hatte sich denn der gegenwärtig in Lübeck tagende Hansebund, obgleich jetzt nur noch ein schwacher Schatten seiner früheren Macht, mit der er einst fast ganz Europa erfüllte, veranlaßt gesehen, die Stadt Stralsund, die eine der so wichtigen wendischen Hansestädte war, fünfzehntausend Reichsthaler aus der gemeinsamen Hansekasse zu bewilligen. Auch wegen eines Anlehens von hundertausend Reichsthalern, was damals schon eine große Summe bildete, ward mit dem König von Dänemark unterhandelt. Eben so suchte man Hülfe an Schiffen, Munition und Pulver, sowohl von dem König von Dänemark, als auch von dem König Gustav Adolph von Schweden, der damals mit seiner Flotte vor Danzig lag, zu erhalten. Es wurden eigene Schiffe mit Abgesandten an diese beiden Monarchen geschickt, um sie zur baldigen Hülfe aufzufordern.

Das Beste und Meiste freilich mußte die eigene Kraft thun, und so ward denn auch in der Stadt eine besondere Kriegssteuer ausgeschrieben, die einen ziemlich ergiebigen Ertrag lieferte.

So konnte denn Stralsund im Vertrauen auf Gott und seinen Beistand in diesem gerechten Kampfe alle Anforderungen des Feldmarschalls von Arnim unbedingt ablehnen.

Am 13. Mai bezog Letzterer mit ungefähr zehntausend Mann der besten Kerntruppen des ganzen Friedländischen Heeres ein befestigtes Lager in dem sogenannten Hegenholz zwischen dem Knieper- und dem Triebseeschen Thore, und die Feindseligkeiten, die bisher sich nur auf einzelne Ausfälle und kleine Neckereien beschränkt hatten, nahmen jetzt ihren ernsthaften Beginn.

3.

Herzog Wallenstein an der Ostseeküste.

In der kleinen, in der Uckermark gelegenen Stadt Prenzlau regte sich an einem schönen Maitage des Jahres 1628 ein solch' lebendiges Gewühl auf allen Gassen und Plätzen, wie es der Ort seit seiner Gründung schwerlich schon jemals gesehen hatte. Zu den außerordentlichsten Mitteln war man geschritten, um den krummen, damals noch ungepflasterten Straßen mit den kleinen, schiefen Fachwerkhäusern, von denen manche noch ein moosbewachsenes Rohr- oder Strohdach zeigten, wenigstens ein einigermaßen festliches Aussehen zu verleihen. Schon seit mehreren Tagen hatten die Bürger von dem Magistrate den strengsten Befehl erhalten, die hohen Misthaufen, die nach guter alter Sitte damals Jahr aus, Jahr ein

in ungestörter Ruhe vor den Hausthüren lagen, schleunigst zu entfernen; eine Maßregel, deren sich die ältesten Bewohner nicht erinnern konnten. Zwar hatten der Stadtdiener und der Feldwächter gar manchen vergeblichen Gang unternehmen und viele freundliche Bitten, und wo diese, wie nur zu häufig, nichts fruchteten, grobe Drohungen aussprechen müssen, bis sich alle widerspenstigen Hausbesitzer solch' unerhörter Neuerung fügten; allein dank ihrer Ausdauer war dies große Werk doch endlich gelungen. Kein hoher Misthaufen oder tiefes Jauchenloch sperrte mehr den Verkehr der Straße, und da der Magistrat ein Uebriges gethan hatte und eine alte schadhafte Brücke wieder herstellen, einen Schutthaufen, der bisher den Marktplatz einnahm, abfahren, einige Gruben zuwerfen, und ein altes, schon mit dem täglichen Einsturz drohendes Stadtthor wieder einigermaßen stützen, auch das Rathhaus nothdürftig repariren ließ, so hatte ganz Prenzlau ein Ansehen bekommen, daß es schier nicht wieder zu erkennen war. Mit der sonstigen Ausschmückung sah es freilich nicht allzu prächtig aus. Weit in den Lüften wallende, riesige Fahnen, welche in unserer jetzigen Zeit selbst das kleinste Landstädtchen bei der geringfügigsten Gelegenheit in unzähliger

Menge aufsteckt, kannte die damalige einfache Zeit noch nicht, und das Heraushängen von Teppichen und seidenen Stoffen aus den Fenstern, um dadurch den Häusern einen Festschmuck zu verleihen, wie solches im Mittelalter in den reichen italienischen und den alten süddeutschen Städten Nürnberg, Augsburg und Frankfurt bei Festgelegenheiten häufig geschah, konnte in der uckermärkischen Ackerbürgerstadt schon deshalb nicht stattfinden, weil schwerlich ein einziger Teppich oder ein Stück Seidenstoff in ihren Ringmauern vorhanden gewesen. So mußte man sich denn damit begnügen, Tannenbäumchen und schöne frische Birkenbüsche in ganzen Fuhren aus dem nahen Stadtwalde herbeizuholen, um damit die Straßen festlich zu schmücken. Diese Absicht gelang auch vollkommen, und da ein heiterer blauer Frühlingshimmel über dem Städtchen lachte und die goldenen Sonnenstrahlen die frisch geputzten Fensterscheiben so hell blitzen ließen, die dunklen Tannen und goldig grünen Birkenbüsche in so wohlgefälligen Schattirungen mit einander wechselten, auch der auf die Straße gefahrene gelbe Sand gar frisch und reinlich schimmerte, so hatte das Ganze wirklich ein heiteres, ansprechendes Festgepräge. Es war nur schade, daß die Gesichter der Einwohner, so viele sich

jetzt auch auf den Straßen in müssigem Gaffer aller dieser ungewohnten Herrlichkeiten umhertrieben, nichts weniger als einen frohen Ausdruck zeigten, und somit nicht im mindesten zu dem Aussehen ihrer Stadt paßten. Man sah allgemein nur finster blickende Augen, gerunzelte Stirnen, trotzige Mienen, und hörte statt lauter Freudenrufe nur unwillige Flüche und zornige Worte. Es war auch in der That kein Anlaß zur Freude, weshalb die Stadt Prenzlau sich jetzt festlich geschmückt hatte, denn kein alter, rechtmäßiger Fürst, dem seine Unterthanen in viel bewährter Treue zujauchzten, zog in ihre Thore ein, kein frohes Ereigniß sollte in ihre Chronik eingetragen werden, sondern nur das Gegentheil von alledem fand statt. Ein fremder Eroberer, ein mächtiger Feind der Freiheit, Sitte und Religion der norddeutschen Küstengegenden, wollte seinen Einzug hier halten. Albrecht, Herzog von Friedland und neuerdings auch von Mecklenburg, hatte dem Magistrat verkünden lassen, daß er auf seinem Zuge von Böhmen gen Stralsund und in sein neues Herzogthum Mecklenburg in der Stadt Prenzlau auf einige Tage seine zeitweilige Residenz aufschlagen werde. So hatte denn nur die Furcht, sonst das Mißfallen des allmächtigen Herzogs zu erregen und dadurch der ohnehin schon

schwer genug gedrückten Stadt noch neue Opfer aufzulegen, den Magistrat bewegen können, alle diese Anstalten zur äußeren Ausschmückung den Bürgern zwangsweise zu befehlen.

Es war ohnehin keine Kleinigkeit an Opfern, welche die kleine Stadt für die unfreiwillige Ehre, dem Herzog Wallenstein als zeitweilige Residenz zu dienen, leisten mußte. Zwar war die Kriegszucht dort, wo sich der Herzog persönlich befand, eine sehr strenge, und die rohen Ungebührlichkeiten, welche sich das damals so verwilderte Kriegsvolk fast ziemlich ungestraft erlauben durfte, fanden am Ort seiner Hofhaltung sogleich die strengste Ahndung, allein in anderer Hinsicht waren die Lasten, die seine Anwesenheit verursachte, ganz ungeheuer. Die Einfachheit und Ungezwungenheit, mit welcher in jetziger Zeit selbst die vornehmsten Fürsten reisen, kannte man damals nicht. Besonders der Herzog Wallenstein, so einfach er für seine eigene Person auch lebte, schleppte stets ein Gefolge von einigen Tausend Personen mit sich herum, welche alle auf Kosten der Stadt, in welcher er sein Einlager nahm, auf das reichlichste beköstigt werden mußten. Und dazu war die Umgegend ohnehin schon durch die vielfachen Truppendurchzüge verschiedener Heere, welche in

den letzten Jahren hier stattgefunden hatten, auf das äußerste erschöpft. Man wußte in der That oft nicht, wie man alle die Rinder, Schafe und Schweine, auch die Tonnen starkes Bier und scharfen Branntwein, was die Befehlshaber der Escortetruppen, und die vielen Hühner, Enten, Fische, Wildpretsorten, Eier, Gewürz und sonstige andere, zur Anfertigung seiner Gerichte nöthigen Producte, welche die herzoglichen Küchenmeister, und diese Dutzende von Flaschen Rhein-, Franken- und spanischem Wein, welche die herzoglichen Kellermeister und Mundschenken gebieterisch verlangten, stets in der erforderlichen Menge und guten Beschaffenheit herbeischaffen sollte. Als wenn ein Schwarm Alles verzehrender Heuschrecken sich eine Zeit lang darin niedergelassen hätte, so ratzenkahl ausgefressen war eine Gegend, in welcher der Herzog Wallenstein mit seinem Gefolge nur einige Wochen verweilt hatte. Und dazu verhinderte die Langsamkeit der damaligen Transportmittel und die Schlechtigkeit der Wege die massenhafte Herbeischaffung aller dieser Lebensmittel aus weiter Ferne, wie unsere Gegenwart dies jetzt so leicht vermag. Kein Huhn gackerte gewiß noch auf dem Hofe, kein Kalb oder Schaf erhob seine Stimme aus dem Stalle, keine reife Frucht hing am Baume,

kein gefülltes Weinfaß ſtand noch im Keller in einer Landſchaft, welche das zeitweilige Hauptquartier des Friedländers abgeben mußte.

Schon einige Tage vorher rückten mehrere Fähnleins der herzoglichen Leibgarde unter dem Befehl des Oberſten Grafen Octavio Piccolomini in Prenzlau ein. Es waren meiſt Wallonen oder Italiener, zwar vielverſuchte Schlachtenreiter, die ſchon gar manchen heißen Kampf mit großem Ruhm durchgefochten hatten, im Uebrigen aber rohe, anmaßende Menſchen, die voll Hohn und Verachtung auf die ganze landſäſſige Bevölkerung herabblickten. Dünkte ſich doch ſo ein gemeiner Reitersmann von der Friedländiſchen Leibgarde oft beſſer, als ſelbſt der Rathsherr des Städtchens, oder der auf ſeiner Hufe angeſeſſene Landedelmann der Umgegend. Mit der Leibgarde kam ein herzoglicher Quartiermeiſter, dem viele Gehülfen und ein langer Zug ſchwerbeladener Packwagen folgten. Seine Sorge war, eine paſſende Wohnung für ſeinen Gebieter einzurichten, und er verfuhr dabei gänzlich rückſichtslos in der Auswahl und Ausräumung der ihm hierzu am paſſendſten erſcheinenden Gebäude. Hier in Prenzlau, dem kleinen Ackerbürgerſtädtchen mit den niedrigen Häuſern, ſchien ihm das Rathhaus das einzige Gebäude zu

ſein, welches er für würdig hielt, ſeinem hohen Gebieter für mehrere Tage Obdach zu gewähren. Er nahm es daher ſogleich in Beſchlag und befahl, ohne die demüthigen Proteſtationen des Bürgermeiſters nur einer Antwort zu würdigen, ſogleich deſſen Ausräumung. Mit möglichſter Eile und ohne die mindeſte Schonung wurden Acten und Urkunden und Alles, was der Rathskanzliſt bisher mit der ängſtlichſten Genauigkeit in den hohen Repoſitorien geordnet hatte, in die hinterſte Plunderkammer geworfen, und die mitgebrachten Gehülfen des Quartiermeiſters begannen in vielgeübter Geſchäftigkeit ihr Werk. Koſtbare Teppiche aus Brüſſel wurden an die ſchmutzig geweiſten Wände des großen Rathhausſaales gehängt, während nicht minder edle Gewebe aus dem fernen Orient den mit Ziegelſteinen gepflaſterten Fußboden bedeckten. So gewann freilich der große, wüſte und häßliche Saal in überraſchend kurzer Zeit das Anſehen eines prächtigen, mit allem Luxus, welchen die damalige Zeit nur kannte, reich ausgeſtatteten Gemaches. Auch an koſtbaren Silber- und Goldgefäßen für den Tafelgebrauch und einer reichen Auswahl des ſchon zu jener Zeit hochberühmten böhmiſchen Kryſtallglaſes fehlte es nicht. Wie ſperrten freilich die guten Prenzlauer, welche des

Anblicks aller dieser Herrlichkeiten theilhaftig wurden, gar verwundert die Augen darüber auf, denn solche Pracht war in der abgelegenen märkischen Landstadt früher kaum dem Namen nach bekannt gewesen.

Aber wie viel größer war noch die Verwunderung, als nun der mächtige Herzog selbst seinen Einzug hielt! Fürwahr, mußten alle diese Herrlichkeiten nur nicht von den Bewohnern des Städtchens gar zu theuer erkauft werden, sie hätten sich schon der Augenweide, welche ihnen jetzt dadurch zu Theil wurde, erfreuen können, denn so etwas Prächtiges war sicherlich noch nicht von ihnen gesehen worden, so lange Prenzlau nun auch schon immerhin bestehen mochte. So freilich wußten Bürgermeister und Rath nicht, wie sie die immer und immer von Neuem wieder an sie gerichteten Anforderungen zu Lieferungen nur einigermaßen befriedigen sollten, während mehr als eine Hausfrau verzweiflungsvoll auf die Straße lief und laut jammernd ihrer Nachbarin klagte, sie wisse in der That nicht mehr, wie sie die Ansprüche ihrer Einquartierung, die fast unersättlich an Speise und mehr noch an Trank sei, und der nichts gut genug dünke, nur einigermaßen erfüllen sollte. Doch was kümmerte sich ein Friedländischer

Leibgardist wohl im mindesten um das Gejammere und Geklage einer Prenzlauer Bürgersfrau, zumal wenn diese nicht mehr hübsch genug war, um seine rohe Sinneslust noch reizen zu können!

Als gegen Mittag der stolze Herzog von Friedland seinen Einzug hielt, mußte auf des Grafen Piccolomini Befehl mit allen Glocken von den Stadtthürmen festlich geläutet werden, während Bürgermeister und Rath sich an dem mit Maienbüschen geschmückten Thore zur demüthigen Begrüßung aufgestellt hatten. Auch die Musik der herzoglichen Leibgarde, in welcher Pauken, Trompeten und lange Baßhörner sehr vorherrschend waren, begrüßte den Einzug des Gebieters durch laut schmetternde Fanfaren. Der Herzog von Friedland bediente sich auf langen Tagereisen gewöhnlich einer Sänfte, die von zwei großen spanischen Mauleseln gezogen wurde. Sowohl die Behänge der Sänfte, wie auch das Geschirr der Maulesel, waren von purpurrothem Sammet, mit häufigen Herzogskronen, die reich in Gold gestickt waren, verziert, wie auch die Maulesel hohe Federbüsche in den blaurothgelben mecklenburgischen Farben auf ihren Köpfen trugen. Mindestens ein Dutzend ähnlicher, aber dabei ungleich einfacher verzierter Sänften trugen die Mit-

glieder der diplomatischen Kanzlei, den Beichtvater, und Seni, den einflußreichen Astrologen des Herzogs, während die zahlreichen Officiere seines Gefolges nach alter guter deutscher Ritterſitte in den Sätteln ihrer Streitroſſe ſaßen.

Der Herzog von Friedland, wie immer höchſt einfach in ſchwarze Tracht gekleidet, während ſeine Officiere in den bunteſten Farben und den koſtbarſten Stickereien glänzten, ſah finſter und verdrießlich aus, und erwiderte die ehrfurchtsvolle Anrede des Bürgermeiſters von Prenzlau nur in aller Kürze. Die Nachricht von dem Widerſtande Stralſunds, und daß dieſe einzige kleine Stadt an der Oſtſee bisher noch immer es wage, mit glücklichem Erfolg ſeiner überlegenen Macht zu trotzen, hatte ihn ungemein erzürnt. Auch aus Mecklenburg, ſeinem neuen Herzogthume, waren in der letzten Zeit ihm wiederholte Nachrichten zugekommen, die ihn gerade nicht erfreuen konnten. Sein dortiger Statthalter, der Graf Saint-Julien, meldete, daß das Land zwar von ſeinen Truppen viel zu ſtark beſetzt würde, als daß ein offener Widerſtand dagegen ausbrechen könne, der paſſive Ungehorſam der Mecklenburger hingegen ſo hartnäckig ſei, daß man ihn ſchwerlich jemals beſiegen werde. Alle von ihm gege-

benen Befehle würden nur dann ausgeführt, wenn er militärische Gewalt dabei anwende, von selbst und aus freien Stücken thue Niemand, weder Vornehm noch Gering, auch nur das allermindeste. Besonders auch die Ritterschaft verharre in dieser feindseligen Haltung gegen die neue Herrschaft, und viele Ritter hätten den vorgeschriebenen Huldigungseid bisher unter allen möglichen Vorwänden noch immer verweigert, oder doch sonst nur mit gewissen Reservationen geleistet. Gegen ein besonders widerspenstiges, und dabei sehr einflußreiches Mitglied der Ritterschaft, einen alten Herrn von Rechow auf Alt-Rechow, der jetzt aus der über ihn verhängten Haft entflohen und nach Stralsund geflüchtet sei, habe er die Acht und die Vermögensconfiscation ausgesprochen, und lasse nunmehr alle seine Güter durch den Oberstwachtmeister Grafen Strozzi verwalten. Mehrere ähnliche Strafexempel würden sicherlich schon in der nächsten Zeit erforderlich sein. Er bitte daher den Herzog so bald als möglich selbst nach Mecklenburg zu kommen, um durch sein persönliches Erscheinen vielleicht einen Umschwung der Gemüther herbeizuführen, obgleich dies bei der bekannten Zähigkeit der Mecklenburger, die mit fester

Treue an ihrem alten Fürstengeschlechte hingen, kaum zu hoffen sei.

Und eben so bat der Feldmarschall von Arnim, der die Friedländischen Truppen vor Stralsund befehligte, der Herzog möge ihm in möglichster Eile Verstärkungen an Mannschaft und, was noch wichtiger sei, an schwerem Belagerungsgeschütz senden, damit er die Belagerung recht nachdrücklich beginnen könne. Es sei ohnehin zu befürchten, daß der König Gustav Adolph von Schweden sich der Stadt immer thätiger annehmen würde, denn er habe ihr schon von Danzig aus ein mit Pulver beladenes Schiff zum Geschenk gesandt, und mehrere schwedische Officiere befänden sich in Stralsund, und führten die Fähnleins der Bürgerschaft mit an. Solche widerwärtige Nachrichten waren in der That nicht geeignet, den Herzog von Friedland in eine gute Laune zu versetzen, denn seine weitgehenden Pläne wurden sehr dadurch gestört, wenn nicht sogar vernichtet. Ohne daher die in den höflichsten Worten abgefaßte Begrüßungsanrede des Bürgermeisters von Prenzlau anders als durch ein Neigen mit dem Kopfe zu erwidern, und auch ohne weiteren Aufenthalt bei seinen auf dem Marktplatz parademäßig aufgestellten Truppen zu

machen, ließ er ſich ſogleich in ſein Abſteigequartier bringen, und verſchwand bald in deſſen inneren Gemächern. Eine neue Botſchaft, die wenigſtens ein flüchtiges Lächeln der Befriedigung auf ſeinem finſtern Geſichte hervorrief, erwartete ihn hier. Es ward ihm nämlich gemeldet, daß ein Abgeſandter der Stadt Stralſund, der ihn noch in Böhmen aufgeſucht, aber verfehlt habe, hieher nach Prenzlau gekommen ſei, und die dringende Bitte habe, daß der Herzog ihm eine Audienz bewilligen möge. Was konnte dieſer anders bringen, als das Geſuch um Verzeihung des Geſchehenen, und das Anerbieten der Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade? Wie durfte es ein Stralſunder wohl wagen, anders als mit einem ſolchen Anliegen vor dem gefürchteten Herzog zu erſcheinen? So groß war bei Letzterem aber die Ungeduld, dieſe Nachricht von der endlichen Unterwerfung der Stadt zu hören, daß er ſich kaum Zeit ließ, ſeine beſtäubten Reiſekleider zu wechſeln und einen leichten Imbiß zu ſich zu nehmen, und alsdann befahl, den Abgeſandten vor ſich zu führen. Es war der Protonotarius Vahl, ein in ſeiner Vaterſtadt allgemein geachteter Mann, den Bürgermeiſter und Rath mit dem ſehr mißlichen Auftrage betraut hatten, vorläufig zu verſuchen, einen

festen Waffenstillstand mit dem Herzog von Friedland abzuschließen. In die damals übliche schwarze Tracht aller Gelehrten gekleidet, einen Degen an der Seite, um den Hals eine weite hohe Krause von steif gestärkten Spitzen, trat der Protonotarius mit festen Schritten in das Gemach des gefürchteten Feldherrn und nahte sich ihm mit den vorgeschriebenen drei tiefen Verbeugungen, um das Pergament, welches seine Beglaubigung als Abgesandter Stralsunds enthielt, in seine Hand zu legen. Er war ein kleiner, unansehnlicher Mann, seine Augen hatten von dem beständigen Lesen in bestaubten Folianten und vergilbten Acten einen etwas blöden Ausdruck — denn dieser Wahl galt für einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten an der deutschen Ostseeküste — das Gesicht zeigte die bleiche Farbe der Stubenhocker; kleinen Hand sah man gar deutlich an, daß sie wohl die Feder, aber nun und nimmermehr das Schwert führen könnte, und die Haltung war wie bei Allen, welche fast die ganze Zeit ihres Lebens am Schreibtische zugebracht haben, vornüber gebeugt, während der Kopf etwas zu tief zwischen den Schultern steckte. Und doch lag wieder in dem ganzen Wesen dieses kleinen, krummen, unansehnlichen Mannes ein so großer Ausdruck geisti-

ger Klarheit und fester Ueberzeugungstreue, daß Jeder, der ihn näher betrachtete, sogleich erkennen mußte, daß kein gewöhnlicher Geist in dieser unansehnlichen, gebrechlichen Hülle stecken könne. Es schien, als ob anfänglich ein etwas spöttisches Lächeln über das Gesicht des Herzogs von Friedland zucke, als er zuerst einen Abgesandten von einem derartig unscheinbaren Aeußern vor sich stehen sah, und er ließ lange wie prüfend seinen Blick auf ihm ruhen, ohne das übergebene Pergament weiter zu beachten.

„Hat die Stadt Stralsund sich endlich eines Besseren besonnen, will die Vernunft wieder in die aufgeregten Köpfe ihrer Bürger zurückkehren, und bringt Ihr mir als deren Abgesandten die Nachricht von Eurer völligen Unterwerfung und dem ungehinderten Einzug meiner Truppen in die Stadt?" sprach er nach längerem Schweigen, in dem gewöhnlichen klanglosen, ja selbst kalten Tone, der seiner Stimme so sehr zu eigen war.

„Solcher Auftrag ward mir von Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft der Stadt Stralsund, welche ich hier zu vertreten die Ehre habe, nicht an Eure Herzogliche Durchlaucht zu Theil," antwortete mit tiefer Verbeugung, aber festem Tone der Protonotarius.

„Nicht — Ihr habt solchen Auftrag nicht, und wagt doch, vor mir zu erscheinen?“ fuhr der Herzog mit dem Ausdruck getäuschter Erwartung auf.

„Ich erfülle nur meine Pflicht als Bürger meiner Vaterstadt und Protonotarius eines ehrsamen Rathes, als ich diese Sendung an Eure Herzogliche Durchlaucht annahm,“ lautete die gleich ruhige, mit fester, aber dabei bescheidener Stimme gesprochene Erwiderung.

„Und welches ist Euer Auftrag, wie sind die Bedingungen, welche Ihr mir bieten sollt? Saget mir solche schnell und ohne weitere Umschweife, die mir nur unnöthige Zeit rauben,“ sprach der Herzog.

„Mein Auftrag an Eure Herzogliche Durchlaucht lautet, daß die Hansestadt Stralsund, gestützt auf ihr altes gutes Recht, sich auch fernerhin und auf das bestimmteste weigern wird, eine fremde Besatzung von Eurem Kriegsheer innerhalb ihren Mauern aufzunehmen, oder selbst nur den Durchmarsch zu gestatten. In Anbetracht der Umstände bin ich jedoch beauftragt, Eurer Herzoglichen Durchlaucht die Summe von hunderttausend Reichsthalern, ausgestellt in guten Wechseln auf Hamburg, als Beitrag zu Euren Kriegskosten zu bieten, jedoch nur unter der Bedingung,

daß Ihr verſprechen wollt, alle Eure Regimenter aus dem Herzogthum Pommern herauszuziehen und fernerhin nicht mehr in das Land zu ſenden," erwiderte mit gleich beſcheidenem, aber auch ſehr feſtem Tone der Protonotarius.

Immer drohender zogen ſich bei dieſer Rede die Zornesfalten auf der Stirn des Herzogs von Friedland zuſammen, immer finſterer ward der Ausdruck ſeiner Züge, und wie aus innerer Erregung preßte ſeine Hand das noch in ihr liegende Beglaubigungspergament in einen Knäuel zuſammen, den er dann verächtlich in eine Ecke ſchleuderte.

„Und mit einem ſolchen Auftrag wagt Ihr vor mir zu erſcheinen, ſolche Worte mir zu ſagen habt Ihr die Frechheit? Wahrlich, Ihr müßt ſchon großes Vertrauen auf meine Nachſicht haben, daß ſie Euch nicht in der Kehle ſtecken blieben," fuhr er dann den Sprecher an, und ſchneidend höhniſch klang dabei ſeine Stimme.

Ruhig und ohne nur mit einer Miene zu zucken, ſtand der kleine Protonotarius aber vor dem wild erzürnten, mächtigen Kriegsfürſten, deſſen Blick allein ſchon viele Tauſende der wildeſten Kriegsknechte erzittern machte; furchtlos haftete

sein Auge auf dessen vor Zorn bewegtem Antlitz, und fest antwortete er:

„Ich that nur meine Pflicht, als ich diesen Auftrag an Eure Herzogliche Durchlaucht auszuführen übernahm, und es ist auch meine, wie aller redlichen Bürger unserer Stadt feste Ueberzeugung, daß Stralsund nun und nimmermehr andere Bedingungen eingehen wird."

„So werde ich Euch dazu zwingen. Ich habe ganz Deutschland besiegt, den Dänenkönig auf seine fernen Inseln zurückgejagt, die Schaaren eines Mansfeld und Herzogs von Weimar vernichtet, und den stolzen König der tapferen Ungarn durch meine Waffen dazu gezwungen, daß er demüthig um Frieden bat, und jetzt sollten alle meine Pläne an dem unberechtigten Trotz einer einzigen kleinen Stadt scheitern! Nein, nun und nimmermehr soll dies geschehen, und müßte ich ganz Stralsund von der Erde vertilgen, wie ich den Staub von diesem Tische hier abstreife," sprach der Herzog mit immer drohenderer Stimme, und fuhr dabei mit der Stulpe seines großen Reithandschuhes über die Fläche des Tisches, auf den er sich mit der Rechten während dieses Gespräches stützte.

„Unsere Stadt ist klein und unsere Macht ist

ſchwach, und Eure Herzogliche Durchlaucht können über ungleich zahlreichere Streitkräfte, als wir beſitzen, gebieten, darüber dürfen wir uns nicht täuſchen. Wir vertrauen jedoch auf die Gerechtigkeit unſerer Sache, die Stärke unſerer Wälle, den Muth unſerer wehrhaften Bürger, vielleicht auch auf die Hülfe eines fremden mächtigen Königs, der mit ſeinen Schiffen uns auf der Oſtſee leicht kraftvollen Schutz bringen kann," antwortete wie immer ruhig der Protonotarius.

Und doch ward ſeine Stimme jetzt immer klangvoller und feſter, ſeine kleine Geſtalt richtete ſich höher auf, und ſein von nächtlichen Studien geſchwächtes Auge blitzte feurig und unerſchrocken den drohenden Blicken des erzürnten Herzogs entgegen.

„Was, Ihr wagt mir wohl gar mit dem Beiſtande Guſtav Adolph's, dieſes Schweden- oder Schneekönigs zu drohen! Ein lächerlicher Wahn von Euch, wenn Ihr wirklich hofft, daß der Eurer Stadt Beiſtand bringen ſollte. Würde er es wagen, mit ſeinen Schweden und Finnen auf deutſchem Grund und Boden zu landen, ſo werde ich ihn ohne Weiteres wieder auf ſeine Schiffe zurückpeitſchen. Und ſo ſage ich Euch, ich will und werde hier oben die ganze deutſche Nord-

und Ostseeküste wieder dem Kaiser, ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen, und des Kaisers Macht soll, wie es sich gebührt, nach altem Recht hier herrschen, und müßte ich auch hunderttausend Mann meiner Soldaten dazu opfern. Sagt dies Denen, die Euch gesandt haben, und fordert sie auf, ihren Trotz zu lassen und meine Gnade anzuflehen, bevor es zu spät dazu sein dürfte."

„Ich werde diese Worte Eurer herzoglichen Durchlaucht meinen Mitbürgern, die mich gesandt haben, nicht überbringen, denn meine Pflicht erheischt dies nicht von mir. So weit ich Stralsunds Bewohner kenne, würden sie auch vergeblich bei ihnen sein, denn Rath und Bürgerschaft sind einträchtigen Sinnes entschlossen, auf das äußerste für die Unabhängigkeit unserer geliebten Vaterstadt zu kämpfen, und sich lieber unter deren flammenden Trümmern begraben zu lassen, als einen Vertrag anzunehmen, der ihnen so Schimpfliches zumuthet. — So ist denn wohl mein Auftrag bei Eurer herzoglichen Durchlaucht erledigt, und ich muß Denen, die mich gesandt haben, die Meldung überbringen, daß unser Anerbieten ausgeschlagen worden ist und wir uns zum Kampfe auf Leben und Tod rüsten müssen?" frug ruhig der Protonotarius.

„Ja, geht zum Teufel, und sagt Euren Stralsundern, daß die Stadt mein werden müsse und solle, und sei sie auch mit Ketten an den Himmel geschmiedet," brauste Wallenstein auf, dabei vor Zorn heftig mit dem Fuße auf dem Boden stampfend.

Mit dreimaliger tiefer Verbeugung, welche der Herzog unerwidert ließ, verabschiedete sich der Protonotarius, und schritt dann in gemessenem Schritte aus dem Gemach. Auf eiligem Rosse verließ er sogleich Prenzlau, um so schnell als möglich in Stralsund die Nachricht zu überbringen, daß der Herzog Wallenstein das Anerbieten ausgeschlagen habe, und nun selbst mit Macht gegen die Stadt ziehe, um sich solche zu unterwerfen, man daher auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt sein müsse. —

Unmuthig schritt der Herzog noch längere Zeit mit auf dem Rücken gefaltenen Händen, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er sich in einsamen Stunden seine weitumfassenden Pläne ausersann, in dem weiten Gemach umher. Dieser hartnäckige Widerstand der Stralsunder reizte seinen Zorn gewaltig, denn seine Absichten wurden dadurch nicht wenig durchkreuzt, und doch war wieder sein eigener Charakter selbst zu mannhaft und

kühn, als daß er in seinem Innern solcher muthigen Kraft seine Anerkennung versagen konnte.

„Ein festes, kernhaftes Volk hauset hier an der Ostsee, davon kann ich mich täglich jetzt immer mehr überzeugen. Bei uns in Oesterreich und im Süden des deutschen Reiches sind die Leute leichtlebiger, geben sich williger jedem zeitweiligen Eindruck hin, aber die feste Kraft, die hier oben wurzelt, fehlt ihnen doch gar häufig. Eine österreichische, oder rheinländische, oder fränkische Reichsstadt würde es in der That nicht wagen, mir jetzt ganz allein, auf ihre eigene Macht gestützt, solch' trotzigen Widerstand zu leisten, wie es dies kleine Stralsund nun schon seit Monaten gethan hat. Aber besiegen will und werde ich diese festen Pommern und Mecklenburger zuletzt dennoch, und sind sie erst mit ehernen Banden für immer an mich und mein Geschlecht geschmiedet, so werden sie auch dann desto treuer sein. — Kaiser von Niederdeutschland, Herr aller dieser reichen Länder, die von der Ost- und Nordsee bis an den Rhein und Main sich erstrecken, mit ihrer kräftigen Bevölkerung, fürwahr, ein stolzer, mächtiger Titel, der dem des Kaisers von Oesterreich mindestens ebenbürtig, ja wenn nicht sogar überlegen sein wird. Doch welche Hindernisse aller

Art muß ich noch beſiegen, bevor ich ſolch hohes Ziel erreichen darf! Aber den Kühnen lohnt das Glück, und habe ich Albrecht Waldſtein, der arme böhmiſche Edelmann aus unbekanntem Geſchlecht, mir jetzt ſchon die uralte Herzogskrone Mecklenburgs auf mein Haupt geſetzt, und dieſe ſtolzen Sproſſen des obotritiſchen Königshauſes aus ihrem Stammlande vertrieben, warum ſollte es mir, dem jetzt mächtigen Herzoge von Mecklenburg, dem ebenbürtigen, hochgeachteten Genoſſen der ſtolzeſten Kurfürſten, nicht auch noch gelingen, „Kaiſer der Niederdeutſchen" zu werden? Der erſte Schritt zur Staffel der höchſten Macht iſt von mir mit glücklichem Erfolg ſchon gethan, die anderen werden auch noch weiter folgen," murmelte er halblaut vor ſich hin, wie dies bei ſolchen einſamen Gängen in ſeinem Zimmer ſeine Gewohnheit war. „Doch was nannte dieſer trotzige Bürger von Stralſund, der das Aeußere eines Stubenhockers und dabei den Muth eines Kriegers hatte, vorhin für einen Namen? Guſtav Adolph, König von Schweden, vor einigen Jahren noch ſo unbekannt, daß ich mich ſeiner kaum zu erinnern wußte, iſt er in letzter Zeit nicht immer und immer wieder mir von Neuem und von den verſchiedenſten

Seiten genannt worden? Sollte mir wirklich in ihm ein neuer und kräftiger Feind erwachsen, und ich diesen Christian von Dänemark nur deshalb über seinen „Belt" zurückgejagt haben, damit mir in einem König von Schweden ein neuer Gegner erwüchse? — Pah, dies kann und darf nicht sein! Der Aerger über den frechen Trotz dieses Stralsunder Pfahlbürgers hat die Galle mir in das Blut getrieben, so daß unwillkürlich schwarze Bilder vor mein Auge treten. — Ich will den Seni kommen lassen, daß er mir das Horoskop dieses fernen Schwedenkönigs, der jetzt meiner Laufbahn so ungebührlich nahe tritt, stellen soll. Die Bahnen der ewigen Sterngebilde am nächtlichen Himmel trügen nicht, wie es auf Erden hier nur zu oft geschieht, und wer die Wissenschaft besitzt, mit kundigem Auge ihren geheimnißvollen Lauf zu verfolgen und mit gelehrtem Fleiß dann ihre Bahnen zu berechnen, dem wird untrüglicher die Wahrheit sich entschleiern, als hörte er tausend geschwätzige Zungen lügenhafter Menschen," sprach er weiter, und griff dann zur silbernen Schelle, die in fest bestimmter Weise stets auf dem Schreibtische in seiner Arbeitsstube stand, mochte diese sich nun in einem seiner vielen fürstlichen Schlösser, oder im Zelte des Feldlagers, oder dem Rathhaus-

ſaale einer kleinen märkiſchen Landſtadt befinden. Der Dienſt in der Hofhaltung des Herzogs ward ſtets mit der ſtrengſten Pünktlichkeit verſehen, und kaum war der Klang der ſilbernen Schelle verklungen, ſo ſtand auch ein reich gekleideter Edelknabe ſchon in ſeinem Gemache.

„Geht hin zum Seni, meinem Aſtrologen, und ruft mir ihn ſchnell herbei, Junker," befahl in ſeiner gewohnten kurzen Weiſe der Herzog. Es währte auch nicht allzu lange, ſo trat der ernſte Aſtrolog, wie immer in ſeiner einfachen ſchwarzen Arbeitskleidung, vor den Herzog hin.

„Mein hoher Gebieter hat zu ſo ungewöhnlicher Stunde mich rufen laſſen, daß gewiß ein beſonderer Auftrag mir zu Theil werden ſoll," ſprach der Aſtrolog in der weichen italieniſchen Mundart, deren ſich der Herzog in ſeinem Verkehr mit ihm ſtets zu bedienen pflegte.

„So iſt es, Seni, und was glaubt Ihr wohl, daß ich von Euch jetzt wünſche?" antwortete Wallenſtein mit dem vertraulich leutſeligen Tone, mit dem er, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſtets zu ſeinem Aſtrologen ſprach.

„Ihr wünſcht, daß ich das Horoſkop eines fernen Mannes, von dem Ihr beſorgt, daß er einſt Euer gefährlicher Feind werden könnte, ſtellen ſoll,

mein hoher Gebieter," sagte der Italiener, fest dabei sein dunkles Auge auf den Herzog richtend.

„Wie konntet Ihr meine Gedanken errathen, und wißt Ihr auch den Namen des Mannes, dessen Horoskop ich jetzt von Euch wünsche?" rief Wallenstein betroffen aus.

„Gustav Adolph, König von Schweden, ist es," antwortete Seni, und ein leichtes Lächeln des Triumphes umzuckte dabei seine feinen bleichen Lippen.

„Unerklärlich — wie konntet Ihr einen Namen wissen, der erst vor wenigen Augenblicken zuerst bei mir selbst auftauchte? Wer gab Euch die Gabe, sogar die geheimsten Gedanken meines Innern zu enträthseln?" rief der Herzog mit einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob diese Entdeckung von der Allwissenheit seines Hofastrologen ihn erfreue, oder mehr erschrecke.

„Die Macht unserer Wissenschaft ist groß, wie mein edler Herr, der selbst zu ihren eifrigsten Jüngern zählt, wohl schon an sich erfahren haben wird," antwortete der Astrolog mit tiefer Verbeugung, und fuhr dann in seiner leisen Sprache fort: „Wer, wie ich, unabläßig seines ganzen Lebens ungetheilte Kraft dazu verwendet, der Gestirne geheimnißvollen Lauf zu erforschen, dem

enthüllen sich gar oft manche Geheimnisse, welche für die Augen anderer Menschen mit tiefem Schleier verhüllt bleiben. So entdeckte ich denn in den vielen langen Nächten, in denen ich rastlos, Stund' auf Stund', Euer Sternbild, mein hoher Herr, mit meiner Instrumente Kraft beobachtete, damit auch nicht der allergeringste Umstand, der Euch Vortheil oder Schaden bringen könnte, mir zu entgehen vermöge, daß fern im Norden des Horizonts ein neues Sternbild auftauche, was zwar noch klein, jedoch mit ungewöhnlich hellem Glanze leuchtend sich immer mehr Eurem Himmelszeichen zu nähern begann. Durch Forschungen bei anderen berühmten Jüngern unserer Wissenschaft auf fremden Sternwarten erfuhr ich nun bald, daß jener Stern das Himmelszeichen Gustav Adolph's, des Königs der Schweden und Finnen, sei, der sich durch verschiedene Kriegsthaten im Norden und gegen die Polen schon einen bekannten Namen erworben hat. Von nun an beobachtete ich dies Gestirn mit erhöhtem Interesse, und sah, wie es immer mehr und mehr sich Eurer eigenen Himmelsbahn zu nähern begann. So konnte es mir denn freilich nicht verborgen bleiben, daß mein edler Gebieter mich wegen dieses Schwedenkönigs jetzt zu sich rufen ließ, da ihre beiderseitigen Ge-

schicke sich immer mehr zu nähern und eine gegenseitige Anziehungskraft auf einander auszuüben beginnen," schloß der Astrolog seine Rede, welcher der Herzog mit der größten Spannung zugehört hatte.

„Und habt Ihr das Horoskop dieses nordischen Schneekönigs, der unberufen und lästiger Weise sich in unsere deutschen Verhältnisse einmengen zu wollen scheint, schon aufgestellt? Ich bin begierig, solches bald zu besitzen, und will Euch nicht verhehlen, daß dies der Zweck war, warum ich Euch zu mir kommen ließ," sagte Wallenstein.

„Begonnen habe ich diese Arbeit schon, doch konnte ich sie noch nicht vollenden. Der Vollmond steht mit hellem Schein jetzt in den mitternächtlichen Stunden am Himmel, und sein fahles und trügerisches Licht trübt der Sternbilder Glanz so sehr, daß alle weiteren genauen Forschungen dadurch unmöglich werden, wie Ihr, mein Gebieter, ja selbst am besten wißt," antwortete der Astrolog.

„Und was habt Ihr denn bisher von diesem Gustav Adolph, den ich jetzt schon unbekannter Weise aus tiefster Seele zu hassen beginne, weiter in Erfahrung gebracht? Ich bin in der That begierig, dies zu wissen," fragte Wallenstein mit

einer Hast, die seinem kalten, ruhigen Wesen sonst nicht oft eigen war.

„Daß Euer Sternbild mit dem des Schwedenkönigs sich in ihren Bahnen kreuzen und dadurch heftig auf einander stoßen werden, vermochte ich schon zu berechnen; welche Folgen aber dieser Zusammenstoß haben, und welches Gestirn dadurch von seiner ursprünglichen Bahn abgedrängt werden wird, blieb mir bisher noch tief verhüllt," erwiderte der Astrolog.

Schweigend durchschritt der Herzog nach dieser letzten Erwiderung einigemal das Gemach, und ein tiefer Mißmuth lagerte sich auf seiner Stirn.

„Also ein neuer Zusammenstoß mit einem mir bisher noch fremd gebliebenen Feinde, sagt Ihr, Seni? Fürwahr, habe ich denn im lieben deutschen Reiche nicht ohnehin schon Feinde aller Art in überreicher Menge, als daß noch über die Ostsee her ein neuer mir erwachsen muß? Was that ich diesem Gustav Adolph, daß er mir feindlich jetzt entgegenzutreten droht? Warum will er sich in unsere deutschen Angelegenheiten mischen, da ich mich doch nicht um sein schwedisches Reich, und was er dort getrieben, im mindesten bisher bekümmerte?" sprach er halb für sich, halb zu dem Astrologen Seni gewandt.

„Der Grund, warum dieser König von Schweden sich jetzt Euch, mein hoher Herr, feindlich gegenüberstellt, ist leicht zu enträthseln, und wird Eurem Scharfsinn selbst gewiß nicht entgangen sein. Er will der Beschützer der ketzerischen Lehre in Deutschland werden, und unter dem gleißenden Vorwande, die Freiheit der unterdrückten lutherischen Kirche hier zu schirmen, wird er seine ehrgeizigen und selbstsüchtigen Pläne zu verfolgen suchen. Ihr seid das scharfe Schwert unserer heiligen katholischen Religion, der Schwede brennt vor Verlangen, sich zum Beschützer des Ketzerthums aufzuwerfen, und so müssen Eure beiderseitigen Bahnen freilich feindlich auf einander stoßen," antwortete der Astrolog in schärferem Tone, als ihm sonst für gewöhnlich eigen zu sein pflegte.

„Und wenn ich nun von der Absicht abstünde, den Katholicismus hier oben in Niederdeutschland auf eben solche gewaltsame Weise wieder einzuführen, wie dies in Böhmen und den anderen Erbstaaten des Kaisers Ferdinand bereits mit so vielem Erfolg geschehen ist, wenn ich die Leute hier glauben lassen wollte, was ihnen beliebte, mich nur mit der Herrschaft über ihre Leiber begnügte und mich um das Heil ihrer Seele weiter nicht bekümmerte! Wenn ich freiwillig allenthalben verkünden ließ, daß

die protestantische Kirche überall in ihren bisherigen Rechten unangetastet bleiben und niemals nur im allermindesten von mir gekränkt werden solle, würde ich dann nicht viele meiner bisherigen Feinde hier versöhnen, entzöge ich diesem Gustav Adolph dadurch nicht den gewichtigsten Vorwand seines Kommens? Ich bin schon oft darüber in Zweifel gewesen, ob es jemals gelingen wird, diese festen, starren Mecklenburger, Pommern, Holsteiner und anderen Bewohner der Küsten der Nord- und Ostsee eben so schnell wieder zum Katholicismus zurückzuführen, als dies mit den leicht beweglichen, sinnlichen Böhmen und den lebenslustigen, genußsüchtigen Oesterreichern bisher mit so gutem Erfolg geschah. An diesen winzigen Fürstenthümern von Pommern und Mecklenburg, deren ganzes Gebiet ein Reiter mit einem raschen Pferde in zwei Tagen leicht durchreiten kann, oder ihren veralteten Reichs- und Hansestädten mit ihrem beschränkten Pfahlbürgerthum und ihrer vermeintlichen Selbstständigkeit kann der Bevölkerung doch wahrlich nicht so viel gelegen sein, als daß sie alle diese Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten nicht gern gegen ein großes, freies und protestantisches Kaiserthum Niederdeutschland, was dann alle diese bisher so unnatürlich von einan-

der getrennten und doch in Allem wieder sich so gleichenden einzelnen Stämme umfassen müßte, vertauschen würde," sprach Wallenstein fest und langsam zu seinem Vertrauten, indem er jetzt zum ersten Male die Gedanken, welche bisher nur die geheimsten Tiefen seiner Seele bewegt hatten, einem fremden Ohre anvertraute.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Seni diesen Worten gelauscht. Sein Gesicht blieb dabei zwar wie bisher ernst und in die gewohnten finsteren Falten gezogen, aber einem aufmerksamen Beobachter wäre der Haß, der jetzt in seinem dunkeln italienischen Auge aufzulodern begann, nicht entgangen. Eine Weile schwieg er, als der Herzog, seine Antwort erwartend, vor ihm stehen blieb, und heftig sich widerstreitende Gedanken schienen sein Inneres zu durchzucken, dann sprach er wie immer wieder leise:

„Ich darf nur hoffen, daß es ein zweckloses Spiel Eurer Phantasie ist, was Ihr, edler Herr, so eben meinem Ohre anzuvertrauen für gut fandet. In Wahrheit kann dies Euer Ernst nicht sein, und nimmermehr werdet Ihr es aufgeben, wie bisher der Schützer unserer hohen Kirche zu bleiben, der mit gewaltiger Faust das verruchte Ketzerthum in

dieſen Gegenden, die das Unglück traf, es zu erhalten, ausrotten wird."

„Und warum nicht, Seni? Weshalb ſollte ich nicht den Proteſtantismus hier ſchützen, wenn meine Macht ſich dadurch mehrt und die Zahl meiner Gegner mindert?" frug Wallenſtein haſtig, dabei ſeine Hand auf die Schulter des Aſtrologen legend.

„Weil Ihr von dem Augenblicke an, wo Ihr unſere Kirche verlaßt, machtlos ſeid. Albrecht Herzog von Friedland und Mecklenburg: Ihr ſeid jetzt das Schwert des Katholicismus, und zwar ein mächtiges und ſcharfes, dem unſere hohe Kirche bisher unzweifelhaft ſchon viel verdankte, aber Ihr ſeid doch nur ein Werkzeug, nicht der Leiter, denn dies iſt unſere Religion, der Ihr dient und die allein Euch zu dem machte, was Ihr bisher ſchon geworden ſeid," ſprach der Aſtrolog, und einen ungleich ſchärferen Klang, als ſtets bisher der Fall geweſen, hatte dabei ſeine Stimme, während ſein blitzendes Auge unter den eisgrauen Brauen feſt dem Blicke des Herzogs entgegenflammte.

„Ha, ich ein Werkzeug der Kirche, die mich zu dem gemacht hätte, was ich jetzt geworden bin? Nein, Seni, Ihr treibt Scherz, oder Euer Gehirn iſt von den vielen nächtlichen Grübeleien ſchon

frühzeitig gealtert. Was ich bin, verdanke ich allein mir selbst, meinen Ruf schuf mir die eigene Kraft, meine Macht das eigene Schwert, die Kirche hat verzweifelt wenig dafür gethan. Was wäre denn dieser Kaiser Ferdinandus in seiner Hofburg in Wien, wenn ich, Albrecht Waldstein, ihn nicht gerettet? Welchen Einfluß besäße das Papstthum wohl noch in Deutschland, wenn ich es nicht gegen die zahllosen Feinde, die von allen Seiten dagegen anstürmten, geschützt hätte? Glaubt Ihr etwa, diese katholische Liga allein, mit ihrem mehr ehrgeizigen als mächtigen Kurfürsten von Baiern an der Spitze hätte dies vermocht?! Wo war denn dieser Tilly, als ich auftrat; wo war denn überhaupt noch ein kräftiges Heer, welches für den Katholicismus focht, als, angelockt von meinem Kriegsruf, sich mit bis dahin unerhörter Schnelligkeit zahlreiche Schaaren des besten Kriegsvolkes um meine Fahne sammelten, da ich diese aufpflanzte? Nein, fürwahr, Seni, ich that ungleich mehr für die Kirche, als diese bisher für mich zu thun vermochte, und zu weit höherem Danke ist mir der Kaiser Ferdinand verpflichtet, als ich selbst ihm schulde. Und somit scheint es mir, daß es nicht allzu unweise von mir gehandelt sein würde, wenn ich mich nicht mehr bemühe, die Leute hier gewaltsam zum Katholicis=

mus zurückzuführen, da sie nun einmal keinen sonderlichen Gefallen daran zu haben scheinen.“

„Laßt dies nur leere Worte, flüchtig gesprochen und ungehört verschallt, doch keine gewichtigen Thaten sein, mein hoher Gebieter,“ bat der Astrolog. „Glaubt mir, unerschütterlich fest steht die Macht der päpstlichen Kirche, und wie solche schon viele Jahrhunderte stolz und ungebeugt vor allen noch so drohenden Gefahren bestanden hat, bevor Euer Fuß die Welt betrat, so wird sie Euch auch Jahrhunderte noch mit ungeschwächtem Glanze überleben. Es war ein schöner Bund, den Ihr mit dem heiligen Vater in Rom und dessen Tausenden und abermals Tausenden von Dienern schlosset; denn er allein gab Euch Festigkeit und Stütze, und machte, daß Euer Erscheinen gleich einem hellstrahlenden Meteor die Augen aller Rechtgläubigen im ganzen weiten deutschen Reiche hoch erfreute. Gebt diesen Bund nicht auf eines leeren Wahnes wegen, opfert nicht leichtsinnig das, was Ihr schon besitzt, das Vertrauen aller strengen Katholiken, um das, was Ihr noch nicht habt, ja schwerlich jemals ganz erreichen werdet, die Zuneigung der Anhänger dieses ketzerischen Lutherthumes. Glaubt mir, dem vielerfahrenen alten Mann, daß von dem Augenblick an, wo Ihr wirk-

lich die hohe, heilige Fahne des Katholicismus verlassen werdet, auch Euer Glücksstern, dessen heller Schein bisher so manches Auge froh entzückte, erbleichen wird und Ihr unwiderruflich dem Abgrund dann entgegengleitet," sprach der Astrolog mit einer ungleich größeren Wärme, als dem kalten, ernsten Manne sonst je eigen war. Es schien, als habe eine wahre Anhänglichkeit an seinen Gebieter, mit dem er schon so manche nächtliche Stunde zusammen auf der einsamen Sternwarte verbracht hatte, sein Herz jetzt gerührt und nicht blos der ergebene Jünger des mächtigen Ordens Jesu, sondern auch der Freund des Herzogs spreche jetzt aus ihm.

Die ungewöhnliche Begeisterung, mit welcher der Astrolog gesprochen hatte, schien ihre Wirkung auf den sonst so eisenharten Herzog Wallenstein nicht ganz verfehlt zu haben. Schweigend durchschritt er einige Male das Gemach, dann blieb er wieder vor dem Italiener stehen, und abermals seine Rechte auf dessen Schulter legend, sagte er:

„Ihr meint es gut mit mir, Seni, und fest bin ich von Eurer Treue stets überzeugt gewesen. Von Eurem Standpunkt aus mögt Ihr vielleicht recht haben, ich jedoch auch von dem meinen. — Doch was ich jetzt Euch sagte, waren nur Worte;

von einem festen Plane, was ich zukünftig beginnen und welchen Weg ich einschlagen werde, um mir die Herrschaft hier an diesem deutschen Meere fest zu sichern, bin ich noch weit entfernt. Man muß die Umstände zu benutzen suchen, und je nachdem, wie sie sich gestalten, auch klug seine Pläne einzurichten streben. Wer in der Politik wirkliche Erfolge erreichen will, der darf nicht starr an einseitigen Principien hängen und muß sich vor festen Consequenzen schützen, wie solche etwa ein deutscher Professor seinen Zuhörern in einem Hörsaale vortragen mag, die aber in der Wirklichkeit nun und nimmermehr durchzuführen sind. Doch genug davon, Seni — vergeßt, was ich vorhin zu Euch sprach, denn ich wiederhole, es waren nur Andeutungen etwaiger künftiger Pläne, aber lange noch keine festen Bestimmungen. Und nun, wenn der abnehmende Mond es wieder erlaubt, so stellt mir genau das Horoskop dieses schwedischen Königs. Ich bin doch in der That begierig, wann und ob unsere Sterngebilde sich auf ihren Laufbahnen durchkreuzen, und wie dann diese Begegnungen ausfallen möchten. Wir werden in den nächsten Tagen schon von Prenzlau wieder aufbrechen müssen. Es war zwar anfänglich mein Plan, eine längere Rast hier zu nehmen, allein

die Botschaft, welche dieser übermüthige Bürger mir so eben von Stralsund überbrachte, macht eine Aenderung hierin nothwendig. Ich werde selbst dahin eilen, um das Obercommando der die Belagerung ausführenden Truppen zu übernehmen, denn es scheint mir, als ob Arnim, so vortreffliche Dienste er mir auch sonst immerhin in diesen Gegenden schon leistete, da er deren Verhältnisse als Eingeborener des Landes selbst am sichersten kennt, doch vor Stralsund bisher etwas lau und wenig energisch handelte. Die Stadt muß aber schon in kürzester Frist in meiner Gewalt sein, und sollte ich sie in einen Trümmerhaufen verwandeln; dies erfordert nicht allein die Ehre meines Heeres, sondern auch anderweitige Verhältnisse erheischen es. Ist Stralsund noch nicht in meinem Besitz, bevor Gustav Adolph wirklich mit seinen Schweden und Finnen in Deutschland zu landen versucht, so gewinnt er dadurch den besten Landungspunkt und den sichersten Ort, wo er seine Truppen ausschiffen und bei etwaigen Unglücksfällen auch wieder einschiffen kann. Ganz anders gestalten sich aber die Verhältnisse, sobald mein Banner erst von den Thürmen der besiegten Stadt weht! An der ganzen deutschen Ostseeküste steht dem Schwedenkönig dann kein gleich gün-

stiger Hafen für seine Landung offen, da ich Wismar, Rostock und auch Stettin vorsichtiger Weise von meinen Truppen schon besetzen ließ. Findet er aber keinen solchen, so verzichtet er vielleicht ganz auf den abenteuerlichen Plan, in Deutschland einzufallen, und bleibt in seinem nordischen Winterreiche, wohin er auch gehört. So ist Stralsund denn jetzt der Ort, der den wichtigsten Einfluß auf die ganze fernere Entwickelung aller unserer Angelegenheiten ausüben kann, und seine Einnahme sichert mir auch den ruhigen Besitz der übrigen deutschen Ostseeküste. Schon deshalb muß ich mich beeilen, mir solchen zu erwerben, und sollten meine Regimenter auch bei dem Sturme schonungslos verbluten, so darf ich dies doch nicht achten, wenn ihre Kraft mir nur den gewünschten Erfolg erringt. Soll aber mein Heer mit altem Muthe kämpfen, sollen meine Soldaten frohjauchzend gegen die flammensprühende Bresche stürmen, dann müssen sie auch wissen, daß ich, ihr Feldherr, selbst es sehe, was ihre Thaten leisten, und mein eigener Geist den Plan ersann, den ihre Tapferkeit nun zur Vollendung brachte. Wie ich, Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland, allein durch meines Namens Ruf dieses mächtige Heer zusammenbrachte, so giebt auch jetzt allein nur mein

eigener Geist ihm die lebendige Kraft, und ohne mich würde es bald zu einem todten Körper, dessen einzelne Glieder sich dann von einander lösten, zusammenfallen; dies mögt Ihr auch bedenken, Seni, denn es paßt zu dem, was ich vorhin Euch sagte. Und nun lebt wohl, ich werde Euch bald wieder zu mir rufen lassen, obgleich des Feldlagers geräuschvolle Thätigkeit freilich kein ganz geeigneter Platz für astrologische Berechnungen sein dürfte," schloß er seine Rede, dabei dem Astrologen freundlich die Hand zum Abschiede reichend.

Mit tiefer Verneigung entfernte sich Letzterer. Im Vorzimmer traf er wie immer Batista, des Herzogs alten, vertrauten Kammerdiener, der ihn mit sehr unterwürfigen Begrüßungen empfing.

„Es gilt jetzt vermehrtes Aufpassen, Alter; kein Brief darf zum Herzog, keine Person mit ihm sprechen, ohne daß ich es sogleich erfahre. Vor Allem aber die tiefste Verschwiegenheit, denn Ihr wißt, der mächtige Orden kann treue Dienste eben so reich belohnen, als Verrath hart bestrafen," flüsterte er diesem im Vorübergehen noch zu.

„Verstehe schon. Ihr wißt, daß Ihr unter allen Umständen fest auf mich zählen könnt," schmunzelte leise der schlaue Italiener, den Astrologen zur Treppe geleitend.

Zur großen Ueberraschung seines Gefolges, aber zur nicht geringen Freude der Bürger von Prenzlau, ertheilte der Herzog schon am nächsten Tage den Befehl zum schleunigen Aufbruch, und begab sich auf den Marsch gen Stralsund.

Der Glanz und das lebendige Gewühl, welches seine Anwesenheit überall verbreitete, verschwand auch alsbald mit seinem Abzuge wieder, und schnell war Prenzlau, was es vorher stets gewesen, die kleine abgelegene, uckermärkische Landstadt. Nur das ansehnliche Deficit in ihrer Stadtkasse und die sehr geleerten Speisekammern, Keller und Vorrathsböden erinnerten die Bewohner von Prenzlau und der Umgegend noch längere Zeit daran, daß sie einst das unbeneidete Glück gehabt hatten, den mächtigen Herzog Wallenstein in ihrer Mitte zu sehen. —

Es war ein stattliches Heer, welches sich auf einem freien Felde unweit Stralsund jetzt aufgestellt hatte, um die Ankunft seines hohen Feldherrn zu erwarten. Ueber achtzehntausend Mann Kerntruppen der alten hochberühmten Friedländischen Kriegsvölker, die seit Jahren den Sieg fast unablässig an ihre Fahnen gekettet hatten, standen in einer langen Linie aufmarschirt. Zwar waren die Soldaten damaliger Zeit lange nicht in dem Grade

für die Parade ausgebildet und uniformirt, als dies jetzt der Fall ist, und sowohl ihre Bekleidung, Bewaffnung, wie auch alle ihre taktischen Bewegungen zeigten wenig von der strengen Gleichmäßigkeit, die erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als zuerst die stehenden Heere sich bildeten, ziemlich allgemein unter den europäischen Truppen eingeführt wurde. Was aber diesen Friedländischen Schaaren an Gleichmäßigkeit der Uniform und an strenger regelmäßiger Ausbildung nach jetzigen Begriffen abging, das ward durch den bunten phantastischen Aufputz der Einzelnen, die so ungemein malerische, dem Auge wohlgefällige Kleidung, und durch das kühne, selbstbewußte Vertrauen, was Alle zeigten, überreichlich wieder ausgeglichen. Eine zahlreichere Menge stattlicher Kriegergestalten, mit kühnen, vielbenarbten Gesichtern, die unzweifelhaftes Zeugniß von gar manchem heißen Kampfe ablegten, als hier am Ostseestrande versammelt waren, hätte man damals im ganzen heiligen römischen Reiche nicht mehr vereinigt gefunden. Dazu die rothen goldverbrämten breiten Feldbinden, welche fast alle Officiere über ihre stählernen Brustharnische trugen, die hohen, an der Seite aufgeschlagenen Hüte mit den großen, bunten Federbüschen, oder die

verschiedenartigst geformten stählernen Helme oder Pickelhauben, der vielfach verzierte Aufschlitz an den Aermeln oder den weiten grellfarbigen Pluderhosen, die in den hohen, faltigen Reiterstiefeln von hellem Leder steckten; kurz, es war eine Mannigfaltigkeit der Farben, Form und Gestalten, wie solche jetzt die glänzendste Parade in Paris, Petersburg oder Berlin in der Art nicht mehr zeigen wird.

Reiterei war wenig bei diesem jetzt vor Stralsund versammelten Wallenstein'schen Heere vorhanden, da solche, als bei einem Festungskriege nicht nothwendig, größtentheils zur Besetzung des flachen Landes in Mecklenburg und Pommern benutzt wurde; desto zahlreicher war aber die Artillerie. Einige dreißig schwere Karthaunen, Mörser und Falkonets, für die damalige Kriegsführung schon eine sehr bedeutende Artilleriemasse, hatte der Herzog mit der größten Mühe aus Schlesien und Böhmen herbeiführen lassen, um ihre verheerenden Geschosse gegen die widerstandsmuthige Stadt zu schleudern. In keiner andern Waffengattung hat sich die Kriegskunst so ungemein verändert, als gerade in der Artillerie. Während ein Wallenstein'sches Reiterregiment in der Güte der Ausrüstung, der Tüchtigkeit der Pferde

und gar vor Allem in dem wild verwegenen Reitermuth seiner Soldaten vollkommen den Vergleich mit dem besten Kürassierregiment eines jetzigen europäischen Heeres auszuhalten vermag, erscheint uns die damalige Artillerie wie ein Kinderspiel gegen den gegenwärtigen Standpunkt dieser, in den Kriegen der Neuzeit immer mehr hervortretenden Waffe, und eine einzige gezogene preußische Batterie hat jetzt ungleich höhere Kraft, als selbst die gesammte Artilleriemasse, welche Wallenstein jemals auf einem Flecke zusammenzubringen vermochte. Alle Geschütze waren äußerst plump gearbeitet, schossen sehr langsam und dabei doch noch höchst unsicher, und konnten nur so schwerfällig fortgeschafft werden, daß von ihrer Manövrirfähigkeit keine Rede war. Requirirte Bauerpferde, häufig jedoch auch die ruhigen, sicheren Ochsen, die dazu im Fall eines Mangels an Proviant, wie solcher damals so häufig eintrat, geschlachtet werden konnten, bildeten die Bespannung der Artillerie. Auch die Mannschaft bei diesen Geschützen hatte ein eigenthümliches Aeußere, und unterschied sich schon in ihrer Tracht wesentlich von allen diesen wild verwegenen, buntfarbigen Gesellen, die damals im Heere dienten. Diese „Stückmeister," „Stückknechte" und „Stückbur-

schen" bildeten mehr eine fest geschlossene Innung, als ein fröhliches, leichtlebiges Soldatenvolk, hielten fest auf ihre alten Satzungen und Privilegien, und betrachteten sich mit großem Stolz mehr als Genossen einer fest geschlossenen Kunst, denn als Krieger. So war ihr Anzug damals auch fast überall gleich. Ein langer Rock von dunkelbraunem Tuch nach bürgerlichem Schnitt, enge schwarze Kniehosen, dunkle Wollenstrümpfe, derbe Schnallenschuhe und ein niederer Filzhut bildeten den Anzug jedes echten und zunftmäßig gelernten Stückmeisters, wie solche, besonders aus den Niederlanden stammend, in den verschiedensten Heeren dienten. Ein kleiner Degen mit Korb an der Seite und der Rohrstock mit darum gewickelter Lunte war das Zeichen ihrer Würde.

So unansehnlich daher auch äußerlich die jetzt bei dieser Heeresschau mit aufgestellte Artillerie immerhin aussehen mochte, so bildete sie doch den bei weitem werthvollsten Theil der ganzen Armee, auf deren Besitz der Herzog Wallenstein ungleich größere Bedeutung legte, als hätte er einige Tausend Mann noch so bunt und phantastisch gekleideter Reiter auf den schnellsten Rossen mehr gehabt. Solche konnte er aus Ungarn und Kroatien leicht in großer Masse erhalten, allein Geschütze waren

damals sehr theuer, und wurden nur in wenigen großen Städten gegossen, und ein regelrecht ausgebildeter Stückmeister, der mit dem „Zündkraut" gut umgehen, die geheimnißvollen Arbeiten bei der Anfertigung alles Artilleriematerials genau ausführen, und seine Karthaune sicher richten konnte, war selbst für schweres Geld nicht immer zu erhalten.

Wallenstein, Herzog von Friedland, war zwar auch ein bedeutender Staatsmann, vor Allem jedoch ein wahrer Soldat mit Leib und Seele, der sich in der Mitte seiner Kriegsschaaren stets ungleich behaglicher als auf dem Parketboden in einem Schlosse fühlte. Gar freudig erglänzte daher jetzt auch sein Auge, und stolz hob sich seine Gestalt im Sattel, als er, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, an sein zur Musterung aufgestelltes, stattliches Heer heransprengte. Einen ganz andern Ausdruck zeigte sein Gesicht jetzt, als wie dies oft bei verdrießlichen Berathungen mit ihm persönlich unangenehmen Ministern und Hofbeamten des kaiserlichen Hofes in Wien der Fall war.

Aber auch mit lautem, aufrichtigem Jubel begrüßten jetzt diese erprobten Kriegerschaaren ihren sieggekrönten Feldherrn, den einige Regimenter,

seit dem Lager in Ungarn im Sommer 1626, nicht mehr gesehen hatten. Jetzt, wo sie ihren „Friedländer," wie die Soldaten seines Heeres ihn für gewöhnlich kurz nannten, nur wieder in ihrer Mitte sahen, dünkte ihnen der Sieg auch schon fest verbürgt zu sein. Kaum der vierte Theil aller dieser wilden Kriegsknechte, welche aus den fernsten Ländern Europas hier zusammengeströmt dastanden, war der deutschen Sprache mächtig, aber ihr „Vivat Albrecht, Herzog von Friedland und Mecklenburg!" vermochten sie doch Alle mit voller Kraft ihrer Lungen zu schreien.

Genau und mit vielgeübtem Blick Alles bis auf die geringste Kleinigkeit prüfend, ritt der Herzog auf seinem edlen andalusischen Hengst, dessen mit Gold- und Purpurbändern durchflochtener Schweif und Mähnenhaare bis auf den Boden reichten, durch die geöffneten Glieder der einzelnen Regimenter. Alle Augenblicke zügelte er sein Roß, um mit dem einen oder andern ihm persönlich näher bekannten langgedienten Officier oder Soldaten einige freundliche Worte zu sprechen. Sein ungeheures Personen- und Namensgedächtniß kam ihm dabei ungemein zu statten, denn mindestens einige Hundert Soldaten zeichnete er auf diese Weise durch seine Ansprache aus.

„Ah, mein Alter, noch so frisch und munter im Dienst, als wäret Ihr ein zwanzigjähriger Bursche. Wißt Ihr wohl noch, als Ihr im Feldzug gegen die Türken anno 1606 mich einst aus dem Haufen der Spahis, die mich schon umringt hatten, herausgehauen habt?" redete er einen vielbenarbten altgedienten Fähndrich vom Regiment des Obersten Götz an, dessen lang herunterhängender Knebel- und Schnauzbart vor Alter eine schon weißgraue Färbung zeigten.

„War nur verdammte Schuldigkeit von mir, mein hoher Feldherr, und haben die damaligen Hiebe guten Nutzen gebracht, denn manche Siege haben wir seitdem schon Eurer Führung zu verdanken," antwortete der alte Veteran im unverkennbaren Dialekt des echten Tyrolers.

Besonders auch bei den Stückmeistern, von denen jeder vorn bei seinem Geschütze stand, hinter ihm der Haufen der Knechte und Jungen, die sonst noch zu dessen Bedienung erforderlich waren, hielt der Herzog sich besonders lange auf. Jedem einzelnen Meister sagte er einige Lobsprüche, sprach mit ihm über die Eigenthümlichkeiten des Geschützes, welches er bediente, oder erkundigte sich nach seinen früheren Schicksalen.

„Schön, Meiſter, wie habt Ihr Eure „Faule Grethe" blank geputzt! Die wackere Karthaune that ſchon vor Prag in der Schlacht am Weißen Berge gute Dienſte, und wird hoffentlich auch den Stralſundern gehörig aufbrummen," ſprach er einen alten dürren Stückmeiſter an, der in kerzengerader, pedantiſcher Haltung, wie man ſolche damals nicht recht kannte, neben ſeinem Geſchütze ſtand.

„Dank' Euch ſchön, hoher Herzog, gebt mir nur erſt eine gehörige Batterie zum Aufſtellen, und bei Gott, ich ſchieße den verdammten Kerlen da in der Stadt bald ihren Marienkirchthurm zuſammen," entgegnete der Angeredete, der aus der Stadt Aachen ſtammte.

Einen andern Stückmeiſter, einen kleinen dürren gelben Kerl, der einem Affen ähnlicher ſah, als einem Menſchen, wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit, mit welcher er die Wurfgeſchoſſe zu richten verſtand, jedoch allgemein in hohem Anſehen ſtand, redete der Herzog in italieniſcher Sprache an, erinnerte ihn an ſeine Heimathsſtadt Padua, und ermahnte ihn dann, er möge ſeine „Sancta Barbara," wie der lange Mörſer, den er führte, hieß, nur gehörig gegen die verdamm-

ten lutherischen Ketzer da drinnen in der Stadt ihre Baßstimme erheben lassen.

Mit wiederholten tiefen Verbeugungen und schmunzelnden Betheuerungen, daß er Alles aufbieten werde, um der vielbekannten Geschicklichkeit der Paduaner Geschützmeister auch hier volle Ehre zu machen, sprach der eitle Italiener, der über diese Anrede des Herzogs hoch erfreut war. So richtete Wallenstein fast an jeden einzelnen Stückmeister eine kurze Ansprache, und es dauerte über vier Stunden, bis er die Musterung seines Heeres beendet hatte. Mit lautem Gesang und den wiederholten Rufen: „Hoch, hoch, Albrecht, Herzog von Friedland, unser ruhmgekrönter, stets siegreicher Feldherr! Er führe uns nur gegen Stralsund, und wir wollen diese Stadt bald einnehmen, wie wir schon so viele andere Festungen stets erobert haben," marschirten die einzelnen Regimenter von ihrem Aufstellungsort vor dem Frankenthor ab, um sich in die nächsten Dörfer, wo sie Cantonnirungsquartiere hatten, oder in ihre Zeltlager zu begeben. Es war ungemein ersichtlich, welch' großen Einfluß diese Heerschau des Feldherrn auf den Geist seiner Truppen ausgeübt hatte, und welche hoffnungsvolle Stimmung alle

Regimenter, die theilweise über diese lange Hinzögerung der Belagerung der Stadt schon etwas mißmüthig geworden waren, von nun an beseelte. Auch kein einziger Mann im ganzen Friedländischen Heere, bis zum geringsten Troßbuben herab, zweifelte jetzt daran, daß schon in den nächsten Tagen das Banner ihres Feldherrn in der erstürmten Stadt flattern würde, so groß war ihr Vertrauen auf dessen Tüchtigkeit. Und doch sollte diese Hoffnung, Dank sei es der Ausdauer und Kraft der Stralsunder Bürgerschaft, gründlich getäuscht werden.

In dem Gutshause eines benachbarten Rittergutes, welches er auf die vorhin geschilderte Weise für sich zum Hauptquartier hatte einrichten lassen, hielt der Herzog noch am späten Abend bis tief in die Nacht hinein einen Kriegsrath mit den vornehmsten Obersten und Generälen seines Heeres ab. Der Feldmarschall von Arnim, dessen Charakter mehr zur Vorsicht und zum sicheren und dabei auch bedächtigeren Vorgehen geneigt war, hielt den Augenblick zum Sturm nicht für passend, und wünschte, daß vorerst noch eine gründlichere Belagerung unternommen würde. Der kühne, unternehmungslustige Geist Wallenstein's widersprach dem aber.

„Was, Ihr Herren, glaubt Ihr, daß ich, der Herzog von Friedland, hieher gekommen bin, um mich lange vor einem elenden Neste, wie dieses Stralsund es ist, aufzuhalten. Ich habe doch schon ganz andere Feinde, wie diese Pfahlbürger einer kleinen pommer'schen Stadt, besiegt. Der Eifer meiner Truppen ist groß, wie sich dies bei der heutigen Musterung sehr erfreulich zeigte, und sie brennen vor Begierde, die Stadt zu erstürmen. Dieses muß man benutzen, und jede weitere Zögerung, die ohnehin dann leicht die Dänen und Schweden in die Stadt führen könnte, scheint mir daher verderblich. Und so ist denn meine Ansicht, daß sogleich alle unseren schweren Geschütze ein heftiges Feuer gegen Stralsund beginnen und wir dann am morgenden Tage einen Hauptsturm gegen das Frankenthor unternehmen. Bevor die Sonne zum zweiten Male hier in der Ostsee untergeht, wird sie, so hoffe ich zuversichtlich, meine Fahnen auf dem Marienthurm der Stadt beleuchten. Also, Ihr Herren, rüstet Euch zur blutigen, aber auch siegreichen Arbeit, und trefft mit Sorgsamkeit alle Vorbereitungen für den morgenden Sturm, auf daß wir des Erfolges sicher sind."

Mit einem lauten Hoch auf ihren Feldherrn verließen die Kriegsoberſten deſſen Zimmer, um das, was ihnen jetzt befohlen, auch genügend auszuführen. — — —

Ende der dritten Abtheilung.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.